

BERLINER DAMEN-ZEITUNG

Illustrirte Damen-Zeitung



Inhalt: Bertha Chnu. Von Theodor Raeder (mit Portrait). — Ebba, die Küsterstochter. Erzählung von Marie Sophie Schwarz. (Schluß). — Stiefmutter. — Aus alter Zeit. Gedichte von Friedrich Bodenstedt. — Abmüthige Briefe. Von Wilhelm Marr (mit Illustration von Alfred Wegener). — Thauwetter. Von Johannes Trojan (zum Wille von F. Hiddemann). — Der Hund. Eine Erzählung von Swan Turgentew. — März. Lieb. comp. von Jos. Laforest. — Der Handspiegel. Von J. D. Georgens (mit Abbildung). — Wirthschaftsplanereien. — Auslösung des Buchstaben-Räthfels Seite 82. — Nebul. — Correspondenz.

Bertha Chnu.

Die Hofoper in Wien, bis zur Vollendung des prachtvollen Neubaus am Ring auch das Theater am Kärntnerthor genannt, ist der Mittelpunkt des österreichischen Musiklebens, die hohe Schule der echten dramatischen Sangeskunst. Unzählige Namen hochbedeutender gottbegnadeter Künstler und Künstlerinnen haben dieses Institut geweiht; es ist so reich an großen Traditionen, und das musikalische Wiener Publicum so eifersüchtig in der Erhaltung des hohen Rufes seiner Oper, daß es immer als kühnes Wagniß erscheint, sich dort einer Prüfung zu unterwerfen, gewiß aber einen Triumph bedeutet, wenn diese Probe auch bestanden wurde. Ist es dann nicht erklärlich, daß ein Engagement an der Wiener Oper das Ideal junger Talente bildet, daß der Ehrgeiz schöner, besonders einheimischer Stimmen von früh ab sich gerade auf jenes höchste Ziel richtet? Natürlich heißt es auch hier: Viele sind berufen, doch wenige auserwählt!

Solch ein Fall lag wieder im October 1863 vor. Da hatten sich im Probeaale des alten Kärntnerthortheaters die Kapellmeister und Regisseure versammelt, an der Spitze der damalige Director Salvi, ein Italiener, der in seinem Leben nie deutsch sprechen lernte, aber doch Vorgesetzter einer deutschen Kunstgenossenschaft sein durfte. Ein blutjunges zartes Mädchen sollte ihnen Proben ihrer berühmten Gesangsübung ablegen. Sie hieß Bertha Chnu, war als dreijähriges Kind von der Vaterstadt Pesth im Jahre 1851 mit den Eltern nach Wien bleibend übergesiedelt, also ein Wiener Kind, das auch frühzeitig die berechnigte Eigenheit einer schönen Stimme aufweisen konnte. Solches Naturcapital mußte gepflegt werden. Dies geschah auch und zwar zuerst in dem Wiener Conservatorium der Gesellschaft der Musikfreunde, nach einem Jahre aber privatim bei der Gesangslehrerin des Conservatoriums, Frau Prof. Andriessen. Bereits hatte sich die strebsame Schülerin eine ganze Reihe von Opernrollen zu eigen gemacht: Irene im Belliar, Agathe im Freischütz, Lucena im Troubadour, den Vagen in den Hugenotten, den Studenten Sybel in Gounod's Faust u. s. w., als der sorgsame Herr Papa den Moment eines öffentlichen Versuches für gekommen erachtete. War es zu früh? Die Frau Professorin wenigstens war nicht so recht damit einverstanden und hielt noch längeren Unterricht für erforderlich, aber den Vater mochte der richtige Grundriß leiten: Je früher selbstständig, desto machtvoller entwickelt sich ein Talent.

Nun sang die angehende Künstlerin vor den gestrengen Examinatoren hangen Herzens die Rolle des Orsini aus Lucia Borgia. Und der Erfolg? Sie gefiel. Salvi erklärte ihr, sie nach einem Jahre, vielleicht schon früher, für die kaiser-

liche Hofoper engagiren zu wollen; bis dahin sollte sie auf irgend einer Provinzbühne die unumgängliche Routine sich erwerben.

Welch ein Glück, welche Ausichten! Nur noch ein Jahr des praktischen Studiums und dann Mitglied — vielleicht — nein, entschieden gefeiertes Mitglied der kaiserlichen Hofoper.

schließenden und monopolisirenden Tendenzen kennt, wird das erklärlich finden.

Der Ruf der Berliner Oper war bis vor kurzem ein nicht minder weitgehender, als der der Wiener. Die gefeierten Primadonnen Pauline Lucca und Mathilde Mallinger beherrschten seit Jahren schon das gesammte Terrain in Deutschland mit dem Besaunenshülle ihres Künstler-ruhms, so daß in dem einflußreichen Centrum des neuen großen Reiches gewohnheitsmäßig der Glaube entfiel, als wäre der gesammte Reichtum der modernen Operkräfte ausschließlich in Berlin versammelt. Und als jene Lieblinge unserer deutschen Kaiserstadt treulos nach Amerika und Russland davongingen, tönte, wie genugsam bekannt, nur ein Schmerzensschrei durch alle kunstfertigen Schichten der Gesellschaft: Man habe Unerseßliches verloren! Gewiß ist dies auch wahr; aber auf der Bühne wie im Leben ist die Macht der lebendigen Individualität größer, als die Erinnerung an die Abwesenden. Bertha Chnu betrat im Januar 1873 das freigewordene Terrain in Berlin und hat hier entschieden den schönsten Triumph ihres Lebens gefeiert.

Ihrem Herzen war vielleicht der große Erfolg in Wien im Jahre 1867, der dort endlich zum Engagement führte, eine höhere Genugthuung. Waren es doch die lieben, aber strengen Wiener, die sie ihre Landsleute nennen durfte und vor denen sie Zeugniß ihres Fleißes, ihrer Begabung, ihrer hohen entwickelten Kunst ablegen konnte. Und so lange war sie mit diesem ersehnten Engagement hingehalten worden! In Linz hatte sie zuerst die Bretter betreten und vollen Beifall erworben. Dieses erste Engagement war — gabelos! Um so eifriger aber lebte Bertha Chnu dort ihrer künstlerischen Entwicklung, vom Kapellmeister Köller in höchst dankenswerther Weise in die Geheimnisse des echten dramatischen Gesanges eingeweiht. Nach sieben Monaten wurde sie schon Mitglied des landschaftlichen Theaters in Graz und erwarb sich sofort mit ihrem Debüt als Agathe die Gunst der immerhin strengen Grazer, die es in Bezug auf Kunst und Urtheil Wien gern gleichthaten. Die Künstlerin durfte jetzt, im Vollbesitz von Gunst und Ruf, den Director Salvi an sein Versprechen erinnern. Sie nahm Urlaub und begab sich nach Wien. Im Beisein aller ersten Kräfte und der Direction sang sie hier auf einer Orchesterprobe die große Arie der Agathe, ihrer damals besten Rolle. Als sie vollendet, applaudirte das ganze Orchester, die Künstler gratulirten ihr, und der wälsche Director? Er war entzückt über die Stimme, aber — meinte er — er hätte einen „Alto“ vermuthet!

Das war freilich gegen alle Erwartung und Hoffnungen. Die Illusionen der jungen Künstlerin begannen plötzlich eine trübe Färbung anzunehmen, um so rascher ging sie auf einen dreijährigen Vertrag mit dem Hoftheater in Hannover ein.



X. A. v. R. Brend'amour.

Fräulein Bertha Chnu, f. f. Kammerjängerin.

Dem wahren Talente, dem Genie werden aber Kämpfe und Sorgen nicht erspart. Nicht mühelos ringt es sich zum Gipfel seines Könnens empor. Der Weg ist nicht geebnet, auch die best-angelegte Kraft muß sich anstrengen, um ein im Anfang nahe scheinendes Ziel zu erreichen. Bertha Chnu ist heute eine Künstlerin, welche unter die ersten lebenden Gesangsgrößen der Gegenwart gerechnet wird. Um diese hohe Stellung zu bewahren, bedurfte es aber zweier Siege in den beiden deutschen Kaiserstädten, zwischen denen sonderbarerweise mehr als ein Quinquennium liegt. Wer das Bühnenwesen mit seinen aus-

Ebba, die Küstertochter.

Erzählung von Marie Sophie Schwarz.

(Schluß.)

Das entschied ihr Geschick, denn als die Baronin in ihr Zimmer zurückgeführt worden war, hatte sich Göran's Schwester, um frische Luft nach jener empörenden Scene zu schöpfen, in den Park begeben und dort ihren Bruder und Ebba Sten beisammen getroffen. Sie hatte sich hinter dieselben geschlichen und sie belauscht. Und was erfuhr sie? Der Bruder machte der Küstertochter eine Liebeserklärung und bot ihr seine Hand an, die sie auch bereitwilligst annahm.

Außer sich, in voller Bestürzung, eilte Marianne zu ihrem Vater und erzählte ihm den Scandal. Der alte Baron läßt sofort den Küster zu sich rufen.

Ich hörte später meinen Vater meiner Mutter erzählen, was er als Zeuge der Unterredung gehört hatte.

In überlegenem Tone habe der Baron dem Küster befohlen, seine Tochter sofort aus der Gegend wegzubringen, er, der Baron, wünsche es so.

Sten habe hiergegen ein bestimmtes: Nein gesetzt. Er sei Wittwer und wolle sich nicht von seinem einzigen Kinde trennen. Nun wurde Jener zornig, sagte, daß Ebba ein leichtsinniges, schlechtes Mädchen sei, daß sie ein erniedrigendes Liebesverhältniß mit seinem Sohne angeknüpft, und daß er als dessen Vater solche Sittenlosigkeit nicht dulden könne.

Sten hörte den alten Baron ruhig an, und als dieser endlich schwieg, benachrichtigte er ihn davon, daß Baron Göran vor kaum einer halben Stunde die Hand seiner Tochter Ebba von ihm, ihrem Vater, erbeten habe, und da die beiden jungen Leute sich liebten, sähe er kein Hinderniß, sie zu vereinigen.

Baron Sköldkrona verstummte eine geraume Zeit und blieb wie versteinert vor Jörn und Bestürzung sitzen. Als er sich aber wieder erholt hatte, klingelte er, ließ Sten die Thüre weihen und seinen Sohn zu sich rufen.

Was zwischen Vater und Sohn vorging, erfuhr mein Vater nicht; er hatte sich zurückziehen müssen, nachdem das Gespräch zwischen dem Baron und dem Küster zu Ende war.

Die Folge des Gesprächs zwischen Vater und Sohn aber war die, daß Göran schon an demselben Abende Stenbrovik verließ und mich mit sich nahm.

Untenwegs machten wir Halt vor der Küstertwohnung. Göran stieg aus und ging hinein, um sich von Ebba zu verabschieden. Er wollte nach der Hauptstadt, um eine Bahn einzuschlagen, die ihn unabhängig machen sollte. Erst dann würde er seine Braut heimführen können. Nachdem sie sich gegenseitig treu auszuhalten gelobt, trennten sie sich.

Göran erhielt eine Anstellung bei der Regierung, doch wünschte er, so bald als möglich eine Stellung als Attaché bei irgend einer schwedischen Gesandtschaft im Auslande zu bekommen.

Er hatte einen geachteten Namen, weitverzweigte Familienverbindungen und andere Connerxionen, und es durfte somit für ihn keine großen Schwierigkeiten haben, seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Er arbeitete fleißig und führte ein sehr zurückgezogenes Leben.

Mich behandelte er nicht wie einen Diener, sondern wie einen jüngeren Verwandten, welcher ihm aus Dankbarkeit gefällig sein müsse. Seine Absicht mit mir war, daß ich studiren sollte.

Das Schicksal wollte es jedoch anders.

Nach Verlauf von zwei Jahren starb die Freiherrin, seine Mutter, in Folge irgend eines Diätfehlers.

Das mütterliche Erbe betrug zwar bei weitem nicht die Hälfte von dem, was man sich gedacht, doch reichte es hin, um Göran unabhängig zu stellen.

Er reiste nach Stenbrovik, wohnte dem Begräbniß der Mutter bei, besuchte seine Ebba und kehrte verliebter denn je nach der Hauptstadt zurück, wofelbst er mich gelassen hatte, damit ich die Schule nicht versäume.

Im darauffolgenden Jahre wurde Göran's und Ebba's Hochzeit in dem schlichten Daheim der letzteren, in Sten's Küstertwohnung gefeiert. Sie wurden in der Kirche getraut, allein Niemand von den Verwandten des Bräutigams war zugegen. Nach dem Tage der Trauung verließ er mit seiner jungen Frau die Gegend, aber ich, damals in meinem fünfzehnten Jahre, durfte ihm nicht folgen, es wurde mir von meinem Vater unterjagt: ein Sohn, der gleich Göran Schande über seinen Vater bringe, dürfe nicht mein Herr sein.

Indessen erhielt der junge Baron eine Anstellung bei der schwedischen Gesandtschaft in Neapel, und die Neuvermählten begaben sich dorthin ohne Aufenthalt.

Ebba hatte von Hause aus ein Dienstmädchen, einige Jahre älter, als sie selbst, das im Küstertause aufgewachsen und Ebba sehr ergeben war, mitgenommen. Der Name des Mädchens war Sara Rundquist.

Ich aber blieb auf Stenbrovik, genoß den Confirmationunterricht und wurde von dem alten Baron als Vorleser verwendet.

Ein halbes Jahr nach der Heirath des Baron Göran vermählte sich Fräulein Marianne mit dem Grafen Claus H—n.

Am Hochzeitstage gab der alte Baron noch bei Lebzeiten seiner Tochter Stenbrovik als Eigenthum, d. h. er gab ihr sein ganzes Vermögen. Er that dies, um einen Schwur zu halten und seinen Sohn zu bestrafen.

Die Neuvermählten zogen indeß nach Stockholm, wofelbst der Graf in der königlichen Leibgarde zu Pferde diente.

Der Baron fuhr fort, auf Stenbrovik zu residiren, und betrachtete es als eine abgemachte Sache, daß die jungen Leute erst nach seinem Tode den Herrnsitz antreten würden.

Graf H—n lebte in der Hauptstadt auf großem Fuße, und da er selbst kein Vermögen besaß, so war das mütterliche Erbe Mariannens bereits im Verlaufe des ersten Jahres aufgezehrt. Nun machte man aber Ansprüche auf die Einkünfte von Stenbrovik, und zwar dermaßen, daß der alte Baron einen sehr geringen Theil derselben für sich bekam. Marianne schlug dem Vater vor, die nöthigen Einschränkungen zu machen, denn sie und ihr Gemahl könnten das unmöglich thun; lebten sie doch in der Hauptstadt und müßten ihren Stand repräsentiren. Der alte Baron fand dies natürlich, und die Mehrzahl der Bedienung wurde verabschiedet. Der Kammerdiener, mein Vater, ein Diener und der Küsther machten jetzt seine ganze Umgebung aus.

Eines Tages, ich war mittlerweile achtzehn Jahre alt geworden, kam zu meinen Eltern eine Schwester meiner Mutter zum Besuch. Sie war die Wittve eines Schweders und reiste um für eine Wandfabrik mit Waaren auf den Jahrmärkten herum. Da sie keine Kinder hatte, schlug sie meinen Eltern vor, daß sie mich auf ihren Reisen als ihren Gehilfen mitnehmen wolle. Ihre Andeutung, daß ich dann bei ihrem Ableben Erbe ihres Vermögens werden sollte, machte den Vorschlag doppelt annehmbar; meine Eltern trugen denselben pflichtschuldigst dem Baron vor, und da auch dieser damit einverstanden war, verließ ich Stenbrovik.

Sechs Jahre begleitete ich die Tante auf den Jahrmärkten. Im Frühjahr des sechsten Jahres bekam die Tante einen Brief von ihrem Schwager in Lübeck, welcher sie unter Anderem bat, ihm einen ehrlichen und zuverlässigen jungen Mann zu verschaffen, den er in seinem Kaufmannsgeschäft verwenden könne. Meiner Tante schien es für meine Zukunft bedeutung zu sein, wenn ich eine Stellung im Auslande bekommen könne. Vielleicht gelänge es mir dort ebenso gut wie dem Schwager.

Daß ich den Vorschlag mit Lebhaftigkeit ergriff, versteht sich von selbst, und nachdem ich die schriftliche Einwilligung meiner Eltern zu dieser Veränderung erhalten hatte, reiste ich in wenig Wochen nach Lübeck ab.

Bei meiner Ankunft in Lübeck logirte ich mich in einem kleinen Hotel ein, und wollte Tags darauf meinen künftigen Principal aufsuchen.

Ich hatte gerade Besiß von meinen Zimmern ergriffen und eine Weile am Fenster gestanden, um die Leute auf der Straße zu betrachten und zu sehen, ob sie den Leuten in Schweden ähnlich sähen, als ein Wagen vor dem Hotel anhielt.

In demselben befanden sich ein Herr, eine Dame, eine Dienerin und zwei kleine Kinder. Ich öffnete zu einer genaueren Musterung meiner künftigen Hausgenossen das Fenster; in demselben Augenblick blickte unten der Herr zu mir empor; sein Antlitz war blaß und abgezehrt, allein die Züge waren mir zu wohl bekannt, als daß ich nicht trotz aller Veränderung dieselben hätte wiedererkennen sollen.

Ein Paar Secunden betrachteten wir einander, darauf stürzte ich die Treppe hinab und auf sie zu.

Es waren Baron Göran, Ebba, ihre Kinder und Sara Rundquist.

Ich vermag nicht die Freude und zugleich den Schmerz zu schildern, welche dieses Wiedersehen mir verursachte, und will nichts von der ersten Begrüßung sagen. Mein plötzliches Auftreten machte einen freudigen Eindruck auf sie.

Sie bezogen dasselbe einfache Hotel, in welchem ich wohnte, und ehe der Abend anbrach, kannte ich ihre Lage und Alles, was sich mit ihnen zugetragen hatte, seitdem sie das Vaterland verlassen.

Sie hatten vier Kinder gehabt; die beiden ältesten waren gestorben. Nach einem dreijährigen Aufenthalt in Neapel bekam Göran eine schwere Augenkrankheit und mußte seine Stellung bei der Gesandtschaft aufgeben. Er lebte zwei Jahre in Paris unter der Pflege eines berühmten Augenarztes und ein weiteres Jahr zur Erholung in der Schweiz. Im Begriff nach Paris zurückzukehren, wo er Aussicht auf einen neuen Gesandtschaftsposten hatte, erkrankte Göran in Genf an einer Brustentzündung und starb seitdem dahin.

In Genf lebten sie ganz für sich, eingezogen und sparsam. Ebba stand Allem vor und mit Angst und Zagen sah sie dem Tag entgegen, an welchem ihr kleines Capital zu Ende gehen würde.

Einmal schrieb sie an ihren Vater, um zu erfahren, ob keine Auslösung mit dem alten Baron zu hoffen sei, aber sie bekam eine wenig ermunternde Antwort. Sten schwieg der Tochter die übereilte Bestimmung des alten Barons, welche den Sohn alles Vermögens beraubt, zugleich aber den Alten selbst ruiniert hatte. Er bat sie nur, keinerlei Hoffnung auf ihren Schwiegervater zu setzen.

Der sonst vermögenslose Küster sandte jedoch der Tochter zweihundert Thaler für etwaige Bedürfnisse. Diese Summe hinterlegte Ebba.

Einige Zeit darauf wurde ihr viertes Kind, eine Tochter, geboren. Als Ebba sich nach diesem Ereigniß erholt hatte, wünschte Göran ins Vaterland zurückzukehren, damit er, wie er sagte, verhindern, daß Frau und Kinder, wenn er gestorben sei, Noth litten. Und somit waren sie damals auf der Reise nach Schweden begriffen.

Die Reise hatte indeß Göran dermaßen angestrengt, daß die Familie ein paar Tage in Lübeck warten mußte. Die Nacht nach der Ankunft erkrankte er dort aufs neue. Tage und Wochen verstrichen ohne Besserung der Krankheit.

Er konnte nicht einen Augenblick existiren ohne Ebba, und sie mußte stets um ihn sein. Als er endlich einigermaßen genes war seine Neigung, ins Vaterland zurückzukehren, verschwunden.

Den Grund hierzu scheint ein Brief abzugeben zu haben, den er in Lübeck empfing, und welcher ihn über verschiedene Veränderungen in seiner Familie benachrichtigte. Dies sagte er mit im Vertrauen, jedoch ohne sich näher über diese Veränderungen zu erklären.

Zu Ebba äußerte er: „Meine Kräfte sind dahin, ich vermag nicht weiter zu reisen, ich bleibe hier, bis mich der Tod abholt.... Wenn ich im Grabe ruhe, meine geliebte Ebba, hast Du nicht weit zu reisen, um die Heimath zu erreichen. Mein Tod wird vielleicht in der Heimath irgend etwas Gutes bewirken, meine Anwesenheit dort würde es nicht thun.“

Nachdem Göran Sköldkrona's und meine Wege sich wieder getrennt hatten, war ich unwiderwillig an den Ort gefesselt, wo er und seine Familie sich aufhielten.

Ich trat sofort die Stelle bei dem Schwager meiner Tante an, welcher einen Materialwaarenhandel betrieb. Mein Principal war mir behilflich, Sköldkrona eine passende und billige Wohnung zu verschaffen. In demselben Hause mietete ich mir eine kleine Dachkammer und konnte ihm somit alle meine freien Stunden opfern.

Ebba verschaffte sich in aller Stille Arbeit für einen Loden, ohne daß Göran eine Ahnung davon hatte, daß seine Frau für Geld arbeitete.

Zwei Jahre verstrichen. Göran konnte das Bett nicht mehr verlassen. Im Frühling erlosch seine Lebensflamme. Seine letzten Worte zu Ebba waren: „Erziehe unsere Kinder zu guten und intelligenten Menschen. Kehre mit ihnen nach Schweden zurück und lehre sie den Namen, den sie tragen, achten, aber nicht über ihn hochmüthig zu sein. Möge Gott Dich für all Deine treue Liebe belohnen und Dich vor Kummer schützen. Meine entfernten Verwandten werden schon, wenn ich nicht mehr bin, für einen passenden Unterhalt für Euch Sorge tragen.“

Der Intendant Graf Platen hatte sie in Wien gehört und gewann sie zunächst für ein vierwöchentliches Probejahr. Im Mai 1865 fand dasselbe statt und verlief so glänzend, daß sie von allen Seiten zum Inkrafttreten ihres Contracts beglückwünscht wurde. Aber im letzten Moment schrieb der Intendant der Sängerin ab: „obgleich sie alle Bedingungen trefflich erfüllt habe, müsse er von dem Engagement absehen, da er den Etat nicht überschreiten dürfe.“ Wußte das aber der Intendant nicht schon in Wien? Auch hier also eine trübe Erfahrung mehr! Fein organisirte Naturen fühlen dies wie einen Mißerfolg, und wer nicht streng und ehrlich auf sein Ziel loswandert, scheitert leicht durch solche Verhältnisse in der Carrière. Auch Berlin hatte damals für die zierliche Erscheinung der Sängerin und ihre brillante Stimme keine Verwendung. Pauline Lucca war bereits Alleinherrscherin, und der Intendant konnte nur das Versprechen geben, das junge Talent nicht aus den Augen zu verlieren. Kein Wunder, wenn der Capitano der Berliner Theateragenturen die feiernde Kraft nach Pesth sandte, wo das scheinbar gute, in Wahrheit aber schlechte Opernunternehmen sich nach vier Wochen auflöste. Erst Nürnberg weckte wieder die Hoffnungen der durch ihre Zerfahrten deprimirten Künstlerin. Sie konnte dort durch ihre Prachtleistung als Selica in Meyerbeer's Afrkanerin ihren Ruf wieder neu befestigen, so daß plötzlich von allen Seiten Engagementsanträge ihr zukamen. Da war Darmstadt und Stuttgart, zwei vortreffliche Hoftheater, welche sich um den Besiß einer Primadonna stritten, deren Ruf von Tag zu Tag durch glänzende Gastspiele stieg. Der Stuttgarter Intendant, der kürzlich verstorbene Baron von Gall, siegte in diesem Wettstreit im Januar 1867. Hatte doch der Italiener in Wien wiederum die Hoffnungen der Sängerin auf Wien durch sein stereotypes „Kann nicht verwenden“ zertrört.

Aber sonderbar genug — drei Monate nach Unterzeichnung des Stuttgarter Vertrags ladet Salvi doch die Sängerin zu einem Gastspiel auf Engagement nach Wien ein. Welche freudige Bestürzung! Bertha Chnn eilt sofort nach Baden-Baden, um von der Wardot-Garcia den letzten Schluß für einige Rollen zu empfangen und dann nach Wien. Es war im heißen Juli 1867. Vier Abende sollte ihr Gastspiel umfassen, aber es werden elf. Die Häuser sind ausverkauft, die Agiotage des Billetthandels florirt; der Enthusiasmus steigt von Rolle zu Rolle; er kennt fast keine Grenzen in der Afrkanerin, und endli drängt Director Salvi in der That zum Abschluß eines Vertrages auf Grund der doppelten Gage von Stuttgart. Ja, warum konnte der Italiener sich nicht früher schon entschließen? Der Contract war nur zu unterschreiben mit dem Vorbehalt, daß die Verbindlichkeiten in Stuttgart gelöst würden. Da lächelte der gefeierten Künstlerin das Glück: das Ministerium des Aeußeren setzte selbst die Lösung in Stuttgart durch.

Mit dem neuen Jahre 1868 trat Bertha Chnn in den Verband der Hofoper, deren Leitung unterdessen von einem Deutschen, dem Hofrath Dingelstedt, übernommen worden war. Im folgenden Jahre verließ ihr Seine Majestät der Kaiser den Titel einer kaiserlich königlichen Kammerfängerin. War doch Bertha Chnn die glanzvollste Sängerin, welche seit Jahren in Wien die Gunst des Publicums rückhaltslos für sich gewonnen hatte. Auf Jahre hinaus an die zweite Vaterstadt gefesselt, ohne Unterlaß künstlerisch frebsam, allerwärts gefeiert, wohin sie ihre Gastspiele führten und führen werden, darf sich die Künstlerin wohl glücklich nennen.

Aber erst nach fünf Jahren feierte sie den Hauptfiag ihres Künstlerthums in der Hauptstadt des neuen deutschen Reichs, in Berlin. Warum erst jetzt, ist oben gesagt. Ein Ruf der allgemeinsten Ueberraschung ging durch alle Kunstkreise, als man sich überzeugt hatte, daß für die eigensten Rollen der Lucca, für welche der Berliner die Aurore der Unfehlbarkeit in Anspruch nimmt, für Mignon in der gleichnamigen Oper von Thomas, für Margarethe in Gounod's Faust, Selica in der Afrkanerin, Cherubim in Figaro's Hochzeit eine vollständig ebenebürtige Rivalin erstanden war, eine Nebenbuhlerin, die so im Sturm das ungläubige Publicum der Hauptstadt an sich riß, daß es jetzt nichts sehnlicher wünscht, als in den festen Besiß dieses Wiener Kleinods zu gelangen. Fürwahr, in geistlicher Hinsicht ist Oesterreich das beneidenswerteste Land, denn sie alle, die Lucca, die Wallinger, die Chnn, und wie viele Andere! haben dort ihre Heimath und können mit Walter von der Vogelweide ausrufen:

„Ze Oesterriche lern' ich singen unde sagen!“

Nicht die Stimme allein wirkt so hinreißend und nachhaltig, wenn auch die Wirkung derselben eine unmittelbar gefangen nehmende sein kann.

Wodurch erklärt sich daher der große Erfolg der Künstlerin? Die Antwort liegt nahe, besonders wenn man Charaktere moderner Opernrollen, wie Mignon, Gretchen, Selica in Betracht zieht. So düstig, so hold, so poesieerfüllt die Originale der beiden erstgenannten Gestalten sind, aller dichterische Nimbus ist ihnen in der Oper verloren gegangen. Was ihnen aber verloren gegangen ist, gibt ihnen die Künstlerin vollaus zurück durch ihre Persönlichkeit, ihren Gesang, ihre Darstellung. Ihr Wesen ist durch und durch poetisch. Das ist die tiefe, die elektrische und gewaltige Wirkung, der sich Niemand entziehen kann. Das fühle Berliner Publicum wurde plötzlich entlammt und die Wortführer der scharfen Kritik entwasfenet. „Seit geraumer Zeit — so mußten sie gestehen — ist uns keine Sängerin begegnet, gleich fähig, den mitzutheilenden Inhalt so frisch und lebendig und dabei in so gewinnender künstlerischer Form dem Gemüth zu überliefern. Ihr gegenüber fühlt man sich stets umfassen von dem freundlichen Zauber einer ebenso poetisch empfindenden, wie frei und leicht gestaltenden Individualität, und gerade das ist der Punkt, der in der Schätzung aller musikalisch-dramatischen Darstellung zumeist ins Gewicht fällt. Nur wenn die letztere die Schwingungen einer durch den Gegenstand in vollständige Mitleidenschaft verjetteten Seele kundet, treffe sie ihr eigentliches Ziel, das Herz des Hörers.“ Dies ist der höchste an die Kunst zu stellende Anspruch, und Bertha Chnn erfüllt ihn in einer Weise, die über alle Beschreibung erhaben ist. Die Künstlerin, eine Meisterin des poetischen Tones, schöpft eben aus jenem Quell der herzzgewinnenden Poesie, der an und für sich dem abwägenden Verstande unnaahbar ist. An ihrer Wiege stand der Genius der wahren Kunst.

Theodor Karder.

Daß meine irdischen Ueberreste hier ruhen; ich bin in fremdem Land zu glücklich gewesen, um in die kalte Familiengruft zu Hause gebettet sein zu wollen."

Einen Monat nach Göran's Tode, als Ebba's Trauer sich in so weit gemildert hatte, daß sie an Andern, als an den bitteren Verlust denken konnte, traf sie Vorbereitungen zur Abreise; allein auch diesmal trat Krankheit hindernd in den Weg und verurtheilte einen Aufschub. Sara hatte sich nämlich eine schwere Erkältung zugezogen und erkrankte am Scharlach.

Mit der Güte eines Engels und der Liebe einer Schwester pflegte Ebba ihre treue Dienerin; allein vergeblich. Nach Verlauf von sechs Wochen starb Sara.

Es war Nacht, als diese ihren Geist aushauchte. Ebba wandte ihr in Thränen gebadetes Antlitz mir zu und sagte:

„Meine arme, treue Sara wird selbst durch ihren Tod mir nützlich sein, wie sie mir im Leben so treu gedient hat. Hier am Orte gibt es Niemand, der uns näher kennt. Der Arzt, welchen Sara hatte, ist zufällig ein anderer, als Göran's Arzt. Wer Sara ist, wer ich bin, ist ihm unbekannt und deshalb, Anders, lassen wir Sara beerdigen als Ebba Sköldkrona. Ich kehre nach Schweden zurück als Sara Rundquist. Nur so wird es mir möglich werden, für meine Kinder zu arbeiten, damit sie nicht nöthig haben werden, das Wohlwollen Fremder zu beanspruchen. Sara Rundquist kann unternehmen, was sie will, wenn es nur eine ehrenhafte und gewinnbringende Arbeit ist, aber nicht die Freiherrin Sköldkrona.“

In Stockholm kennt mich Niemand, und auch Niemand dort kennt Sara; dort werde ich ein neues Leben beginnen.“

Sara wurde nun in der That als Ebba Sköldkrona beerdigt, und ich bekam den Auftrag, den alten Baron und Sten zu benachrichtigen, daß sowohl Göran als seine Frau mit Tode abgegangen seien.

Darauf verließ ich meinen Principal und reiste mit Ebba und ihren Kindern nach Schweden.

Von Göran's mütterlichem Erbe waren noch siebenhundert Thaler übrig. Ueber diese Summe, welche den Kindern gehörte, ernannte die für todt ausgegebene Mutter den Magister Aurenius zum Vormund, und seinem Schutz sollten gleichfalls die Kinder selbst übergeben werden.

Als wir in Stockholm angekommen waren, logirten wir uns erst in ein kleines Gasthaus ein, worauf ich Magister Aurenius aufsuchte und ihn zu Ebba führte. Sie war gezwungen sich ihm anzuvertrauen, allein sie wußte auch, daß sie sich auf den Mann verlassen konnte. In seine Hände gab sie ihre Kinder. Die Kosten des ersten Jahres mußten aus einem Theil des kleinen Erbes bestritten werden, das nächste Jahr hoffte Ebba selbst für sie bezahlen zu können.

Aurenius erzählte Ebba, daß der alte Baron seit einem Jahr ein ruinirter Mann, und daß Stenbrovik verkauft sei; wo der Baron sich aufhalte, wußte er nicht, man wollte wissen, daß Verwandte ihn unterstützten.

Graf H — n war vor einem Jahre wegen Schulden flüchtig geworden, seine Frau Gemahlin genoß das Gnadenbrod bei irgend einem seiner Anverwandten.

Aurenius erzählte ferner, daß der gegenwärtige Besitzer der Sköldkrona'schen Güter ein reicher Kaufmann sei, und daß meine Eltern in seinen Diensten verblieben seien.

Nachdem wir dies Alles erfahren, und Ebba ihren Kindern ein letztes Lebenswohl gesagt hatte, führte ich sie eine weite Strecke in Södermalm hinein, woselbst meine Tante dasselbe Häuschen befaß, in welchem Ebba später ihren Kramladen hatte, die Tante bewohnte die Zimmer, welche Sie, meine Fräuleins, jetzt inne haben.

Meine Tante, eine alte Geschäftsfrau, schlug Ebba vor, den Handel zu übernehmen, weil derjenige, der ihn damals inne hatte, sich von dem Geschäft zurückziehen wünschte.

Meine Tante besorgte des Geschäftes Ankauf, und Ebba begann nun ihren Handel mit den zweihundert Thalern, welche ihr Vater ihr damals gesandt hatte.

Ich trennte mich nicht von Ebba, sondern wurde ihr Gehilfe und einziger Diener. Die Leute glaubten stets, wir seien verwandt.

Das Geschäft ging gut, und schon nach fünf Jahren konnte Ebba von meiner Tante das kleine Haus kaufen, obgleich sie auch die Ausgaben für die Erziehung ihrer Kinder bestritt. Um diese Zeit war es, daß Sie, meine Fräuleins, zu uns zogen.

Während dieser Jahre hatte sie ihre Kinder nicht wiedergesehen, sondern ich besuchte sie jeden Sonntag und brachte ihr Nachricht über das Befinden der Kleinen. Erst jetzt, nach fünfjähriger Trennung, wagte sie es, mich eines Sonntags zu begleiten.

Sie kannten sie nicht mehr. Ich sagte ihnen, sie sei die treue Dienerin ihrer Eltern gewesen und habe sie in ihrer ersten Kindheit gepflegt. Aurenius fügte dem hinzu, daß sie eigentlich Diejenige sei, die für ihre Erziehung Sorge trage.

Von da an begab sich Ebba jeden Sonntag zu Aurenius, um bei ihren Kindern zu sein.

Ich und Ebba hatten sechs Jahre zusammen gearbeitet, als ich eines Tages einen Brief von meinem Vater bekam, in welchem er mir schrieb, daß meine Mutter krank sei und mich zu sehen wünsche.

Ebba bat mich, zu reisen und sprach mit thränenden Augen: „Gehe Du nur nach unserer Heimath, ich kann bei der Gelegenheit etwas Näheres über meinen Vater erfahren, welcher nun so viel Jahre seine Tochter als todt beweint hat. Grüße ihn von der todten Ebba.“

Ich reiste ab. Als ich Stenbrovik erreichte, war meine Mutter schon in der Besserung.

Am Morgen des Tages nach meiner Ankunft lud mein Vater mich ein, ihn auf einen Besuch bei dem Küster Sten zu begleiten, welche Einladung ich um so lieber annahm, als ich selbst mich danach sehnte, ihn zu besuchen.

Wir begaben uns auf den Weg. Ich glaube, ich habe noch nicht gesagt, daß die Küsterwohnung aus einem großen Zimmer zur ebenen Erde, nebst Kammer und Küche, sowie aus zwei hübschen Giebelzimmern bestand.

Es war während der Sommer-Ferien. Küster Sten saß auf der Bank vor seiner Hausthüre und schmauchte seine Pfeife.

Er sah kräftig aus; die Zeit war schonend mit ihm verfahren und hatte nur hier und da Silber in sein Haar gestreut.

Er kannte mich nicht, bevor mein Vater ihm sagte, wer ich sei, aber dann klärte sich sein Antlitz auf, er schüttelte mir die Hand, dankte mir dafür, daß ich seiner Tochter ein treuer Freund

gewesen und fragte mich, ob sie eine gute Gattin und Mutter gewesen. Ich versicherte ihm, daß er in jeder Beziehung zufrieden und stolz sein könne, was seine Tochter betrafte.

Wir sprachen noch eine Weile von Ebba und dem schweren Verhängniß, das den alten Baron betrafen.

Auch von der Schwester Göran's, Gräfin H., sprachen wir, dann erhob sich Sten und sagte, mit einem Seitenblick auf meinen Vater:

„Ich denke, Anders, Du machst jetzt einen Besuch oben in den Giebelzimmern, Du dürftest dort einen alten Bekannten antreffen.“

Am irgend einen Jugendkameraden denkend, welcher möglicherweise Unterlehrer bei Sten geworden sein möchte, begleitete ich diesen die Treppe hinan. Mein Vater blieb unten.

Wir traten in das erste Zimmer.

Es war möblirt ganz wie das eigene Zimmer des alten Barons auf Stenbrovik. Die Porträts des Barons, der Freiherrin, Göran's und Mariannens hingen an den Wänden.

Ich stand betroffen da, den Blick auf die alte silberbeschlagene Bibel gerichtet, die ich als Kind so oft bewundert hatte, und die nun auf dem Tisch vor dem Sopha lag.

Ein Geräusch in dem anstoßenden Zimmer veranlaßte mich, die Blicke dorthin zu richten. Die Thür ging auf, und auf der Schwelle zeigte sich ein alter Mann. Sein Haar war schneeweiß, seine Haltung gedrückt, seine Stirn gefurcht. Langsam schritt er auf den Lehnstuhl zu, welcher dem Ramin gegenüber stand. Es war derselbe Stuhl, in welchem der Baron zu sitzen pflegte, als er noch Herr von Stenbrovik war.

„Guten Morgen, Sten,“ sprach er, „wer ist der junge Mann, den Sie dort mitgebracht haben?“

„Das ist Anders Grönlund, Herr Baron,“ antwortete Sten und trat näher.

Der Baron richtete sich in die Höhe, so gut es gehen wollte, und betrachtete mich.

„Anders!“ wiederholte er und seufzte tief. „Anders —“ sagte er noch einmal aufgeregt, „Du warst ja bei meinem Sohne, als er starb. Das sind viele, viele Jahre her“ — fügte er hinzu und sank in den Lehnstuhl nieder, indem er sein Antlitz mit beiden Händen bedeckte.

Nachdem seine Aufregung sich ein wenig gelegt hatte, begann er mich auszufragen über die Ehe des Sohnes, über dessen Krankheit und Tod. Darauf sagte er in sehr niedergedrungenem Ton:

„Das eine meiner Kinder hat der Tod mir geraubt, das andere hat den Vater vergessen. Wie glücklich würde ich sein, wenn mein Alter wenigstens durch die Anwesenheit meiner Enkel in Etwas verjüngt würde. Ich möchte sie sehen und an mein Herz drücken, — aber die Freude wird mir wohl niemals zu Theil werden.“

Ich will mich nicht länger bei meinem Besuch bei dem Baron aufhalten, sondern nur noch auseinanderzusetzen, wie es zugeing, daß er seine Wohnung bei Sten aufgeschlagen hatte.

Als er nämlich durch die Schuld seines Schwiegerjohns um Haus und Hof gekommen und sein adeliger Sitz in den Besitz eines Fremden übergegangen war, war der Baron über diesen Schlag so schwer erkrankt, daß man ihn nur mit Lebensgefahr aus den Räumen, in welchen er geboren war, weggeschaffen und in die Küsterwohnung unterbringen konnte. Sten hatte sich erböt, ihn aufzunehmen.

Mein Vater, welcher seinen alten Herrn höher, als Frau und Kind liebte, nahm das Anerbieten des neuen Besitzers von Stenbrovik, in seinen Dienst zu treten, an, und es gelang ihm, von diesem das Möbelleinrichtung zu erlösen, das im Wohnzimmer des Barons auf Stenbrovik gestanden hatte. Einige Möbel, die Bibel und die vier Porträts waren das einzige Eigenthum des Barons.

Von dem Tage an trugen mein Vater und Sten Sorge um die Bedürfnisse des alten Herrn; der Schwiegervater seines Sohnes, der Küster, und sein ehemaliger treuer Diener, mein Vater. Nachdem ich mich einige Tage auf Stenbrovik aufgehalten hatte, kehrte ich nach Stockholm zurück.

Ebba weinte vor Freude, als sie das Betragen ihres und meines Vaters erfuhr; sie weinte Thränen des Mitleids über den alten Schwiegervater.

Am darauffolgenden Sonntag begab sie sich zu Aurenius. Zwischen diesem und ihr wurde es nun bestimmt, daß er mit den Kindern Ebba's, anstatt wie bisher, die warme Jahreszeit bei seiner Schwester in Södermannland zuzubringen, dieselbe in der Gegend von Stenbrovik verleben und sich dort in dem Pfarrhof einlogiren sollte, wodurch der alte Schwiegervater dann wie zufällig den Trost haben könnte, seine Enkel einen Theil des Jahres um sich zu haben.

Das, was ich noch hinzuzufügen habe, ist wenig.

Ebba stand ihrem Handel vor mit vieler Energie, verdiente gut und hinterlegte jedes Jahr eine nicht unbedeutende Geldsumme.

Die Kinder reisten heran. Der Sohn machte gute Fortschritte in seinen Studien und erhielt eine Anstellung als Ingenieur bei der ersten in Schweden angelegten Eisenbahn.

Die Tochter wurde in ihrem neunzehnten Jahre mit dem Gerichtsdirector W. . . . in Stockholm verheirathet.

Der alte Baron blieb bei Sten wohnen; Ebba fuhr fort, durch ihre Arbeit zu wirken, und wenn der Sonntag kam, besuchte sie ihre verheirathete Tochter, welche in ihr noch immer das frühere Kindermädchen, die treue, opferfreudige Sara Rundquist erblickte.

Ebba's Spargelder hatten sich, seitdem die Kinder versorgt worden waren, sehr vermehrt. Das anfänglich so geringe Capital wuchs in fast wunderbarer Weise.

Sechs Monate vor ihrem Tode hatte Ebba das Ziel ihres stillen Strebens erreicht, das nämlich, Stenbrovik zurückzukaufen. Im Herbst vor dem Tode Ebba's zog Baron Sköldkrona wieder in das Schloß und den Herrensitz seiner Väter ein, um dort zu leben und zu sterben. Die beiden Enkel hießen ihn dort willkommen und verlebten Weihnachten mit ihm.

Sten, der Großvater mütterlicher Seite der Kinder, war dem alten Baron ganz und gar unentbehrlich geworden; er gab sein Amt auf und zog gleichfalls auf Stenbrovik ein.

Gleich nach Neujahr kehrten die Kinder Ebba's nach Stockholm zurück. Ein paar Sonntage noch hat sie dieselben besucht, da kam der Tod, um sie mit dem vorangegangenen Ehegatten zu vereinigen.

Jetzt, meine besten Fräuleins, kennen Sie die Geschichte Ebba Sköldkrona's und werden sich nicht über meinen tiefen Kummer wundern.

Sie war ein Engel in Enttugung, aber sie hatte einen festen Willen und einen energischen Charakter. Sie meinte durch ihre Liebe die Ursache zu den Herwirnissen in der Sköldkrona'schen Familie zu sein, und sühnte diese Schuld durch Enttugung und Selbstvergeffen fast ein ganzes Leben lang.“

E n d e .

„Stiefmutter.“

Welch häßlichen Klang hat dies Wort! Wie man mit dem Wort „alte Jungfer“ die Vorstellung von etwas Verschobenem und Lächerlichem zu verknüpfen pflegt, so und noch viel mehr stellt man sich unter „Stiefmutter“ eine ränkevolle, mißgünstige, hartherzige Person vor. Nun mag es freilich viele böse Stiefmütter geben, so gut wie wunderliche alte Jungfern, aber hört man nicht auch von „Rabenmüttern“ und unnatürlichen Eltern? Doch läßt ein Kind unter der Ruthe schreien, so ist die nächste Frage der Mitleidigen: „Ach, das Würmchen hat gewiß eine Stiefmutter? . . . Nein? O, ich dachte!“ und beruhigt geht man davon.

Hat ein Mann das Unglück, seine Frau zu verlieren, so kommen die guten Freundinnen und Verwandten, streicheln die Kinder und sagen: „Ach, nun bekommt ihr bald eine Stiefmutter, Ihr armen Kleinen; wie wird es Euch da gehen? Aber wenn sie Euch Unrecht thut, sagt's nur gleich dem Vater, der läßt Euch Nichts thun!“ Die Dienstboten ängstigen die Kinder und machen sie still mit der Drohung: „Ich sag es der Stiefmutter!“ So werden die Kinder schon von vorn herein um Harmlosigkeit und Vertrauen gebracht. Nun kommt ihre neue Mutter ins Haus — meist doch gewiß mit den besten Vorsätzen. Läßt sie sich die Erziehung der Kinder angelegen sein und duldet sie keine Unarten — dann heißt es: „Sagten wir's nicht! Wie kann man das von Euch armen Würmchen verlangen, dazu seid Ihr noch viel zu klein.“ Ist die Frau weniger energisch, läßt sie manchmal fünfe gerade sein und denkt, es nach und nach mit Liebe zu erziehen — dann heißt's: „Jetzt kümmert sich Niemand mehr um Euch arme Waisen, ach, wenn das Eure Mutter erlebt hätte!“

Wie wird außerdem den armen Stiefmüttern ihr Amt leicht gemacht? Sind nicht in unsern lieblichsten Märchen (Schneewittchen, Aschenbrödel, Frau Holle u. s. w.) Stiefmütter die Ursache alles Unglücks? Und mit welcher Vorliebe behandeln nicht Romanschristfeller und Theaterdichter die „bösen Stiefmütter“! Muß nicht bei dem Allen eine Entfremdung treten zwischen Mutter und Kinder, umso mehr, da auch den Stiefmüttern jede Unart der Kinder wiedergegagt, womöglich vergrößert wird? Ihr thut's ja nicht wehe, sie ist ja nicht die Mutter. O man kann in dieser falschen Voraussetzung selbst gebildete und gutmüthige Menschen einer Stiefmutter gegenüber Aeußerungen machen hören, die ihr, wenn sie einen Funken Barmherzigkeit hat, das Herz zerreißen müssen.

Es ist kein kleiner Entschluß für ein junges Mädchen, die Kinder eines Mannes ans Herz zu nehmen, dessen erste Liebe gestorben, und der, wenn er seine zweite Frau auch herzlich liebt, doch in den meisten Fällen Partei für seine armen „verwaisten“ Kinder nimmt. Es ist nicht leicht, Mutterstelle zu vertreten ohne die natürliche, Alles überwindende Mutterliebe, Mutterstelle an Kindern, welche nur zu oft der wahren und wärmsten Hingebung Argwohn und Troß entgegensetzen.

Was ist nun der Zweck dieser kurzen Darlegung? Die herzliche Bitte an Jedermann: nicht zu trennen und zu hegen, sondern zu versöhnen und Alles zum Guten zu wenden. Ein gutes versöhnendes Wort kann manchmal unendlich nützen, ein gehässiger Blick und Ton viel Unheil anrichten. Wie sorgsam pflöpft der Gärtner ein junges Reiß auf einen andern Baum; wie sucht er es zu schützen und mit dem Stamm zu vereinen, daß Eins ins Andre verwachse! Warum wird doch an diesem viel wichtigeren Verhältniß zwischen Stiefeltern und Stiefkindern immer gezerrt und geprobt, ob es auch wirklich fest sei?

Begegnet der armen „zweiten“ Frau mit jenem Barmherzigkeitsgefühl, mit dem ihr die Blume nicht „Stiefmutter“, sondern „Stiefmütterchen“ nennt!

Eine Stiefmutter.

Aus alter Zeit.

Gedichte von Friedrich Bodenstedt.

1.

Einst wollt' ich einen Kranz dir winden
Und konnte keine Blumen finden;
Jetzt find' ich Blumen fern und nah,
Ach, aber du bist nicht mehr da!

2.

Von hehren Frau'n viel weiß man zu erzählen
Aus manchem längst entschwundenen Jahrhundert;
Sie werden immer neu von uns bewundert,
Und Mancher klagt, daß sie uns heute fehlen.
Sie fehlen nicht; es fehlen nur die Männer,
Der echten Weiblichkeit urkundige Kenner!
Denn Alles, was man ehrt an edlen Frauen,
Braucht Mannesblick, es richtig anzuschauen.
Ich habe solchen Blick, der falschen Schimmer
Von echtem Glanz zu unterscheiden weiß,
Und wo ich jemals weilt, fand ich immer
Ein Weib, das würdig meines Liebes Preis:
Doch so viel Goldes wie in Dir verbunden,
Du Einzige, hab' ich vordem nie gefunden!

3.

Du, die so manche Stunde mir verjüngte
Durch ach! zu schnell zu schnell entschwund'nes Glück,
Du gingst, doch ließeß Gluth in mir zurück
Gleich einem Lagerfeuer in der Wüste,
Um das die lange Karavanenlente
Zum Ring sich schloß in schattiger Dase
Und früh verließ die traute Lagerstätte,
Derweil das Feuer weiter glüht im Grase.

Römische Briefe an eine Dame.

Von Wilhelm Marr.

(Mit Illustration von Alfred Mevener.)

La Perla di Roma.

Was wir Schönes erlebt, träumen wir es nicht immer in der Erinnerung noch gern einmal nach? Und wenn wir es nachträumen, sehen wir da nicht im Traume so Manches, was wir

Archäologen, diese Villa, welche die Kleinigkeit von circa fünftausend Gegenständen der Kunst und des Alterthums enthält, trotzdem sie der erste Napoleon auf das vandalischste um zweihundertneunzig Gegenstände befohlen hatte, von denen der größte Theil wegen Mangels an Geld zu den Rücktransportkosten im Jahre 1815 in Paris öffentlich verkauft wurde. Die Glyptothek von München hat seiner Zeit eine Anzahl der Kunstschätze aus der Villa Albani erworben.

Was diese Villa, abgesehen von ihrer herrlichen Lage, so interessant macht, das ist der Umstand, daß bei ihrer Einrichtung

namhaft macht, umfaßt über dreihundert und sechzig Seiten. Ein ganzes dieß Buch! Das erste Mal berauscht, betäubt uns die Villa Albani, das zweite Mal entzündt sie uns. Beim dritten Male fangen wir an zu studiren, und dann ist's aus! Wir attachiren uns an einzelne Objecte, können uns von diesen nicht trennen, kehren immer wieder zu ihnen zurück, Studie und Genuß verschwimmen, eine Art Egoismus erfasst uns, und — was sind zwölf Besuche in der Villa Albani?!

Edler principe Torlonia! ich habe in einem Weltblatt einen photographischen Diebstahl bekannt. Wenn ich wieder nach Rom komme, stelle ich mich Ihnen persönlich vor. Sammeln Sie dann feurige Kohlen auf das Haupt des „Diebes“ und gestatten Sie mir, weniger als der große Cardinal meinem großen Landsmann Winkelmann gestattet, geben Sie mir ein permesso, daß ich die Villa Albani täglich besuchen darf!

Als ich von Neapel, respective Pompeji, nach Rom zurückkehrte, traf ich an einem Dienstag Morgens in der ewigen Stadt ein. Mein erster Weg war nach der Piazza Venezia zum Palazzo Torlonia, um mir ein permesso zu holen; mein zweiter nach der Villa Albani. Mein vorletzter Besuch war wieder die Villa Albani. Meine letzten römischen Tagesstunden verbrachte ich abwechselnd im Kabinette des Paoloon und des Apollo von Belvedere im Vatican. Das Trauerspiel in Stein und der zürnende Bertheidiger seines delphischen Heiligthums bildeten den Abschluß von meinen artistischen Eindrücken. Dann im Mondeslicht noch ein Gang über das Capitol hinaus, die via sacra das forum romanum entlang zum Colosseum; zurück an der Basilika des Constantins vorbei, durch die Via Marfori am Grabe des Cajus Vibulo vorbei ins Café, um Abschied von den Freunden zu nehmen.

Und dann, gegen Mitternacht zur — Fontana Trevi.

Die Fontana Trevi ist der prachtvollste der zahlreichen römischen Brunnen. Ob er der geschmackvollste ist, will ich nicht beurtheilen. Seine Architektur ist für mein Empfinden zu barock. Das Bauwerk lehnt sich an die Rückseite des Palazzo Poli. Die Kolossalstatue eines Neptuns, rechts und links von demselben die der Gesundheit und Fruchtbarkeit in Säulennischen. Unter diesen Statuen ein Gewirz künstlicher Felsenklippen von brausenden Cascaden umgeben; Wasserstrahlen von Fontänen, Tritonen mit Scepferden, zuletzt ein größeres Bassin, welches das kristallklare Wasser der Quelle auffängt, um es unterirdisch weiter zu leiten (27 v. Ch. speiste die Quelle noch die Thermen des M. Agrippa beim Pantheon), das Alles zusammen heißt Fontana Trevi, macht einen großen Wassersepectatel und scheint ganz und gar nicht geeignet für den zart sinnigen Aberglauben, welcher dort bis auf den heutigen Tag noch kultivirt wird. Denn man soll die ewige Sehnsucht nach der ewigen Stadt aus diesem Quell nicht nur trinken, er ist auch zugleich eine Versicherungsanstalt, daß man Rom wiederseh, wenn man nach dem Trunke ein Geldstück als Tribut in das Bassin wirft. Jedes poetische Gemüth, wenn man nicht selbst in Rom war, denkt sich unter der Fontana Trevi natürlich einen lauschigen Platz, einsam, romantisch, während hier das Wagengerassel und der Straßenlärm bis gegen Mitternacht nicht aufhört, und die den Quell schmückenden Sculpturen an das Zeitalter Bernini's erinnern, bei seinen Steinen auch nicht Lärm und Unruhe genug machen konnte. Aber man wird in Rom die Contrade so gewohnt, daß wir uns der Fontana Trevi wie einem Heiligthum beim Scheiden nahen, und uns Sculptur und Architectonik nur wie ein Compliment erschein, das menschliche Ehrfurcht der geheimnißvollen Kraft dieses Wassers macht.

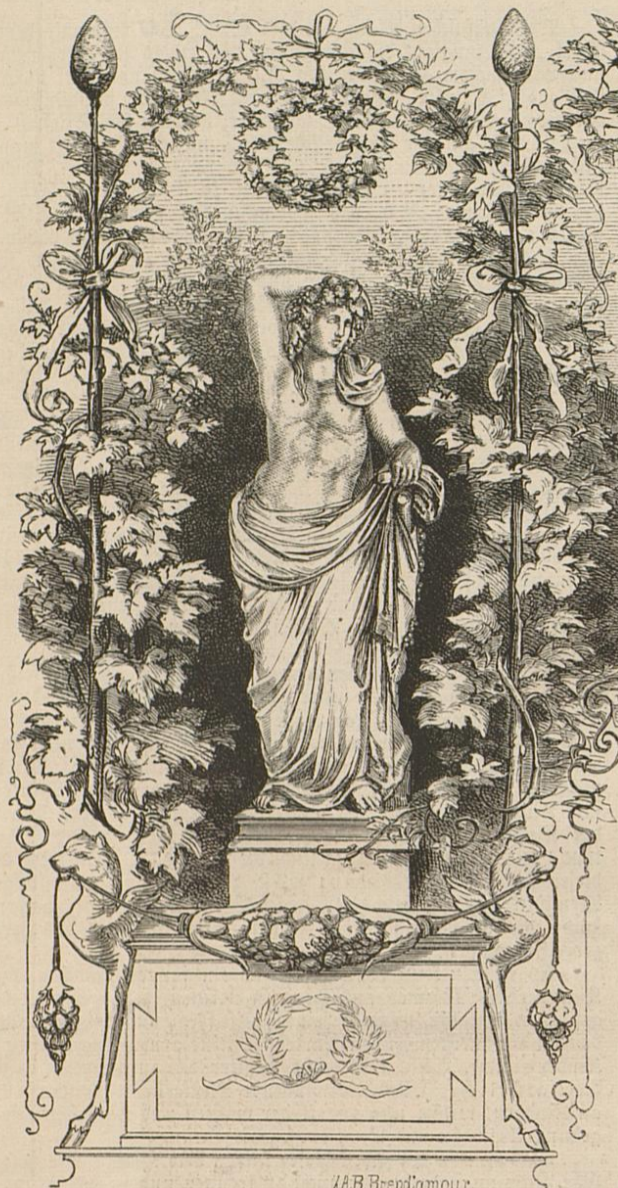
Drei Mal schöpften wir mit dem Trinkgefäß des Diogenes, das heißt mit der hohlen Hand, aus dem Quell; drei Mal schlürften wir das Treviwasser und dann warfen wir ein Zweifelsstück in das Bassin und entfernten uns langsam, oft rückwärts blickend, traurig, beklommen, denn es war ja der Abschied von Rom. Und wie die alten Orakel nicht immer die Wahrheit sagten, so hält auch der Zauber der Fontana Trevi nur selten, was er verspricht. Die Wenigsten von den Vielen, welche daraus getrunken, kehren zur ewigen Stadt zurück.

Aber das dürfen Sie mir glauben: so ganz ohne ist der Zauber doch nicht!

Ich nenne Ihnen, meine verehrten Leserinnen, die Sie in Rom waren, die zwei Worte — Fontana Trevi!!

Treten Sie vor Ihren Spiegel. Bliden Sie hinein und Sie werden gewiß und wahrhaftig Etwas in Ihren schönen Augen erblicken, das wie Perlen ausstrahlt.

Perlen aber bedeuten Thränen. Und diese Thränen bedeuten die ewige Sehnsucht nach Rom.



Alles sich der Ausstellung der Kunstgegenstände unterordnen mußte. Eine erlangte Marmorstatue dictirte Aenderungen in der Gartenanlage, in den Gebäuden, in den Wandmalereien, sobald der Platz festgesetzt war, nicht wo sie stehen konnte, sondern wo sie stehen mußte. Erbaut man Museen, um Kunstgegenstände darin aufzunehmen, so verführen die großen und feinen Kenner Alban und Winkelmann umgekehrt. Erst das Object, der Raum ist sein Diener, hieß es bei ihnen, und wir sind in der Villa Albani bald in einem altgriechischen Garten, bald in einer ägyptischen Halle, bald auf einem altrömischen Todtenacker, wo unter Cypressen die Grabesrippen stehen. Dem Schönheitsfinn ist so strenge Rechnung getragen, daß, während oben Griechenland und Rom harmonisch sich einen, eine Terrasse tiefer verborgen die Denkmäler Egyptens prangen, und aus der Ferne ein Bacchus unter Bäumen, wie ein Schalk nach der alten Urzeit hinzieht. Es ist hier Alles Reflexion, aber eine Reflexion, welche von Genialität sprudelt und dabei den Empfindungen des artistischen Gemüths doch so schöne Ruhemomente bereitet.

Standen Sie nicht selbst halbe Stunden lang unter den Cypressen und Grabesrippen und ließen sich von mir die einfach rührenden lateinischen Inschriften übersetzen, die hier eine Mutter ihrem Kinde, dort ein Sohn dem Vater gewidmet hatten? Unsere Augen schmerzten von dem vielen Sehen im Palast und im Garten, und ich, Ihr Cicero, bekante stets meine Stümperhaftigkeit, denn je öfter ich in Villa Albani war, desto mehr sah ich ein, wie wenig ich bisher gesehen hatte. Da ist der meisterhaft gemeißelte Leioy; nur Kopf und Brust sind erhalten von dem häßlichen und doch so genialen fabeldichtenden griechischen Krüppel. Wir drehen den armen Burjich so oft auf seiner Scheibe, daß er hätte schwindelig werden können, wenn er lebendig gewesen wäre, und staunten über die Macht und die zarte Sicherheit des Künstlermeißels. Da ist das Relief des Antinous aus der Villa des Hadrian's; eine ganze Epoche der Geschichte taucht vor uns auf. Da sind die Statuen der alten Komödianten, weniger als lebensgroß und doch so drollig, mit Zügen, wie sie für alle Zeiten dem Schauspielereigen sind. Da sind die porträtähnlichen griechischen und römischen Heroen, Dichter und Philosophen. Da erholt sich das Auge an dem Plätschern eines der siebenzehn Brunnen und an dem Farbenspiel, welches das Wasser in der Sonne auf die Brunnengötter wirft. Dann schweift der trunkene Blick in die träumerische Campagna hinaus, die einen Theil dieser Villa zu bilden scheint. Dann erholen wir uns wieder an dem Anblick einer Herme, nehmen uns vor, Nichts zu beachten für eine halbe Stunde lang, und da sitzen wir wieder unter der Colonnade des „Kaffeehauses“, vor uns den Herkules, links die schöne, sich salbende Venus, rechts den träumerischen Sohn der Semele.

Was ist es eigentlich, das uns so gewaltig anzieht bei diesem Bacchus? Er ist nicht der Gott des Weines, er ist kein Apollo; mir erschien er stets, als wären seine Augen im Feuer gehärtet, und er träume von dem Eroberungszug nach Indien, ein Original, dessen irdische Copie Alexander von Macedonien zu sein veruchte. Es war wie eine magnetische Kraft, so zog mich dieser Bacchus an, dieses Urbild von Schönheit und Träumen. Die ganze edle Naivetät der Antike liegt auf diesem Gebilde. Es klingt gewagt, aber mir erschien er wie Apollo selber, der die Bacchusmaske nur angenommen hatte.

Der gute Bädeker hat die Villa Albani mit einem Sterne decorirt. Sie verdient deren drei. Sie liegt etwas weit ab, und bei dem unendlichen Vielen, das Rom bietet, begnügen sich die meisten Touristen mit einem einmaligen Besuch. Würde, angegriffen, abgespannt kehren sie nach Hause zurück, denn „es ist zu Viel“, hört man sie sagen.

Ich theilte mir meine Zeit ökonomisch ein. Jeder Dienstag von neun Uhr Morgens bis fünf Uhr Nachmittags gehörte der Villa Albani. Jeder Sonnabend der Villa Borgheze. Jeder Sonntag dem capitolinischen Museum. Jeder Nachmittags, außer am Dienstag und Sonnabend, dem Vatican, und die freien Vormittage verbrachte ich in den Kirchen und Gemäldegalerien. Nur der Katalog der Villa Albani, der bei weitem nicht alle Gegenstände

wachend halb übersehen haben? Ja, die Träume der Erinnerung sind schön; fast noch schöner, als die Wirklichkeit.

Wir sahen in der Villa Albani für uns eine Perle. Ich nannte sie: la perla di Roma, und die hellen Thränen traten mir in die Augen, als ich sie zum letzten Mal verließ und nicht sagen konnte: Auf Wiedersehen zum dreizehnten Male; denn zwölf Mal acht Stunden verbrachte ich in dieser Schöpfung des deutschen Genius und der italienischen Begeisterung. Winkelmann und der Cardinal Albani, von seinen Zeitgenossen, von der Nachwelt „der größte Cardinal“ genannt, denn er war ein Michelieu der Kunst, Winkelmann und Albani waren die Schöpfer dieses Meisterwerks des edelsten und reinsten Geschmacks. Der jetzige Besitzer, Fürst Torlonia, gestattet den Eintritt in die Villa zwar jeden Dienstag, aber, wie so mancher römische Nobile mißvergünstigt mit dem neuen Zustand der Dinge, erlaubt er nicht einmal, die Kunstgegenstände photographisch aufzunehmen zu lassen, und — der principe wolle es meinem Enthusiasmus verzeihen — ich habe mir ein Paar Sachen durch einen Photographen — stellen lassen, nämlich das Mittelgebäude der Villa und die Statue des Bacchus, letztere von Winkelmann und Visconti für ein Werk desselben Meisters erklärt, der den belvederischen Apollo geschaffen hat, und dessen Namen unbekannt ist.

Hier ist das Mittelgebäude der Villa selbst; der reinste, edelste, prachtvollste Renaissancestil. Die verlängerten Arkaden zur Rechten und zur Linken konnten nicht mit auf die Platte gebracht werden. Links vom Zuschauer ein griechisches Portal, durch das man in einen Hain von immergrünen Eichen auf Winkelmann's Colossalbüste blickt. Rechts schließen die Arkaden mit einem andern Portal im glänzendsten hellenischen Stil ab, das den Eingang in Räume bildet, welche eine Galerie plastischer Kunstwerke, Antiken, enthalten. Dem Palast gegenüber, etwa zweihundert Schritt von demselben entfernt, gleichsam ein architektonisches Echo desselben, liegt das sogenannte „Café“, eine Halbrunde mit Säulenarkaden, unter denen die schönen und süßen marmornen Götterbilder Griechenlands stehen. Ein Mars, ein Herkules, eine Venus (derjenigen des Milton gleichend) und jener schon erwähnte Bacchus fordern die kühnste Kritik heraus.

Und wer wohnt in dem Palaste selber? Der Mythos, die Geschichte in Stein und Farbe. Von prosaischen Werkeltagsmenschen ist der Palast auch heute nicht bewohnt. Auf den Zinnen seines Daches lächeln die marmornen Standbilder in den blauen Himmel hinein. Unter seinen Säulenhallen hat die Kunst Griechenlands und Roms ihren Sitz aufgeschlagen, in seinem Innern Statuen, Reliefs, Mosaiken, Fresken in wunderbarer Harmonie der antiken mit der Renaissancezeit. Die niedrigen Le Notre'schen Buchsbaumhecken führen uns vom Eingang planmäßig auf ein Rondell, wo wir die ganze zauberische Pracht der Villa, der Gartenanlage, der Campagna mit den Albaner- und Sabinerbergen im Hintergrunde als ein Totalbild sich vor uns entrollen sehen, und ein staunendes „Ah!“ sich unserer Brust entringt. Sie ist eine Hochschule für Architekten, Maler, Bildhauer und

Thauwetter.

Zu F. Hiddemann's Bild von Johannes Trojan.

Wenn die Sonne nach düstern Monaten mit wiedererwachter Theilnahme sich der Erde zuwendet, wirft sie zuerst anscheinend gleichgiltige Strahlen auf die Werke des Winters. Unter dieser scheinbaren Gleichgiltigkeit aber birgt sich ein tiefes Interesse der Sonne; sie verjagt sich einen Ueberblick über das Ganze, mit der geheimen Absicht, nach dem Befunde ihren Plan zu machen. Da sieht sie nun die Felder und Berge mit Schnee bedeckt, die Wasser erstarrt, die Thannen gebeugt unter der weißen Last. Sie sieht das verzagte Wild und die darbenenden Sperlinge auf den Straßen; sie blickt durch schnell die Mittagszeit aufgehauene Fensteröffnungen in die Wohnungen der Menschen und erkennt, daß auch die Menschen übel aufgepoben sind. Was sie findet, ist schlimm, sehr schlimm — und wer es, gleich ihr, in weiter Ausdehnung von oben herab sähe, würde nimmermehr glauben, daß eine so trostlose Wüste sich wieder in eine grüne luftige Welt verwandeln ließe. Die Sonne aber zweifelt nicht daran. Ehe man es noch ahnt, ist sie schon — selbst unsichtbar, weil sie ihr Haupt in Wolkenföhler gehüllt hat — dabei, mit dem Wintern anzubinden. Ihr kommt mit hastigen Schritten und warmem Athem über das Meer der Wind zu Hilfe, und nun gehen Welt zusammen mit Ernst an das mühsolle Werk des Zerflörens, denn das fröhliche Werk des Aufbauens folgt. Zuerst brechen sie von den Dächern die Eiszapfen ab, daß es die Straßen entlang tracht und klirrt. Dann machen sie sich an die Schneedecke, die auf den Fluren liegt. Mit warmen Plättchen fahren sie darüber hin, bis der Schnee so dünn geschmolzen ist, daß die kleinen Halmspitzen der Winterjaat zum Vorschein kommen; dann rollen sie die Decke auf oder reißen sie, wo der Boden uneben ist, in



Thauwetter. Von F. Hiddemann.

Stücke. Sie und da mag ein Felsen liegen bleiben — was thut es? Er wird von selber zergehen.

Schwieriger ist und größere Ausdauer erfordert die Befreiung der Gewässer, der Seen, Flüsse und Bäche. Auf großen Flächen, wo der Thauwind sich mit ganzer Wucht dazwischenlegen kann, ist mit Ungestim viel auszurichten; an andern Stellen aber muß mit der Feile gearbeitet werden, und es können Tage vergehen, ehe man merkt, daß das Werk fortschreitet. Aber unablässig arbeiten von oben das Schmelzwasser und von unten

das lebendige Wasser, und zuletzt sind auch die stärksten Fesseln durchseilt, zertrümmert, zertrümmert. Wenn dann die befreiten Wellen ans Ufer eilen, finden sie dort schon die seltsamen Blumenstauden des Lattigs, und über sie neigen sich schon mit Smaragden und Rubinen geschmückte Zweige.

Thauwetter! Eine unruhige, nach Vieler Ansicht auch unbehagliche Zeit. Diejenigen freilich, welche weit sehen, wie die wilden Gänse und andere Zugvögel oder auch wie die hohen Bäume, bei denen man nicht weiß, ob sie nur vom Märzwinde

geschüttelt oder auch aus eigener Lust mit den Zweigen umhergeschlagen — solchen Weitblickigen und Verständigen freilich wird es wohl um solche Zeit zu Muthe, weil sie fühlen, daß nun das Beste vom ganzen Jahr herannahet. Kurzsichtige Personen dagegen, die sich von vorübergehenden Uebelständen herabdrücken lassen, haben an der Zeit der Schneeschmelze Manches auszusetzen. Sie bemängeln es, daß die Landstraße sich in ein Meeresbett von kleinen Bächen verwandelt; daß der Dorfweg zum Teiche wird, ist ihnen nicht recht; sie bemängeln das Schneewasser,

auch wenn sie sonst nur wenig auf trockne Füße geben, und wenn der Wind ihnen ein paar alte Läden aushebt, oder wenn der Regen anfragt, ob auch im Hause Etwas zu schmelzen sei, so machen sie davon ein Aufheben, als ob nicht alle diese kleinen Vergernisse durch das erste Grün, das schon an den Zweigen des Hollunders sich zeigt, reichlich aufgewogen würden.

In den Kreisen der kleinen Leute wird in dieser Zeit viel darüber geklagt, daß nun die Belustigungen des Winters ein Ende nehmen müssen. Zwar musizieren und tanzen kann man zu jeder Jahreszeit; aber auf dem Eise sich tummeln und Schneemänner und Schneebälle formen kann man nur, so lange Eis und Schnee da sind. Kein Wunder, daß man diese Vergnügungen bis zu den Grenzen des irgend Möglichen ausdehnt. So sehen wir denn auf unserm Bilde, wie die verwegene Dorfsjugend sich noch auf das Eis gewagt hat um eine Zeit, da durch das Thauwetter auf dem Eise schon zahllose kleine Seen gebildet sind.

Aber das Auge des Gesetzes schläft nicht. Der Vertreter der Dorfpolizei hat sich im Krüge überlegt, was wohl die muntere Jugend nach dem Schluß der Schule beginnen werde. Dann erhob er sich langsam und begab sich, von richtigem Instinct geleitet, nach dem Ufer des kleinen Sees. Richtig, da sind sie, die gottlosen Jungen — er kennt sie alle bei Namen. Daß sie das morsiche Eis an einer Stelle betreten haben, wo laut beifehender Warnungstafel auch das Baden verboten ist, macht in den Augen des Alten das Vergehen besonders schwer. Dem entsprechend, hält er, die geballte Faust gegen die Delinquenten schüttelnd, eine Ansprache, welche sich in außerordentlich harten Bezeichnungen und Drohungen bewegt. Bei dieser Ansprache wird er es freilich müssen bewenden lassen. Er hat zwar einen Rathgeber und Helfer mitgenommen, aber dieser sieht ihn mit einem Ausdruck an, welcher deutlich besagt: „Was sollen wir dabei thun?“ Wenn der Eine von Beiden sich auf das Eis wagte, so würde der Andere ihm folgen, aber keiner von Beiden wird es wagen. Sie werden noch eine Zeit lang schelten und bellen und dann werden sie sich zurückziehen, um dem Lehrer oder einigen strengen Vätern von dem Vorgefallenen Kunde zu bringen. In der Zeit wird die Jugend, hoffentlich ohne Schaden, das Festland wieder erreicht haben.

Sollte später eine Untersuchung über den Fall eingeleitet werden, so wird es schwer sein, Denjenigen auszumitteln, welcher durch den Ruf: „Es hält noch!“ die Andern verführt hat. In solchen Fällen wird, zumal wenn sich ein Unglück ereignet hat, viel darauf gegeben, daß man den Rädelsführer ausfinde — aber was liegt daran? Für den Klugen ist der Ruf: „Es hält noch!“ eine Warnung. Wer aber auf diesen Ruf hin die gefährliche Fläche betritt, der ist in der großen wie in der kleinen Gesellschaft — ebenso schuldig wie der Rufer.

Der Hund.

Eine Erzählung von Iwan Turgeniew. Deutsch von J. P.

„Aber glauben Sie einmal an das Uebernatürliche, geben Sie kein Eingreifen in das wirkliche Leben zu, welche Rolle, erlauben Sie mir die Frage, weisen Sie dann der gesunden Vernunft zu?“ Auf dieses Argument kreuzte Anton Stepanitsch die Arme. Anton Stepanitsch war, ich weiß nicht in welchem Departement, Ministerialrath. Und da er eine sonore Bassstimme hatte und seine Phrasen beim Sprechen stark accentuirte, so hatte er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Man hatte ihn vor kurzem mit dem Kreuz des heiligen Stanislaus „gestraft“, wie seine Neider sagten.

„Unbestreitbar,“ sagt Skorwitsch.
 „Darüber ist nicht zu disputiren,“ fügt Kinarowitsch hinzu.
 „Ich stimme mit Ihnen überein,“ sagte mit seiner stönbenden, feinen Stimme aus seiner Ecke heraus der Hausherr M. Finoplentow.
 „Ich meinerseits bin nicht der Ansicht, da mir, der ich hier zu Ihnen spreche, etwas gehörig Uebernatürliches begegnet ist.“ Diese Unterbrechung machte ein etwas beleibter und schlüpfiger Herr von mittlerer Größe und mittlerem Alter, der bis dahin am Ofen gesessen hatte, ohne auch nur den Mund zu öffnen. Alle Blicke richteten sich auf ihn, und Alles schwieg für einen Augenblick.

Dieser Herr war ein kleiner Eigenthümer aus dem Gouvernment Kaluga, der sich erst seit kurzem in Petersburg niedergelassen hatte. Er hatte eine Zeit lang bei den Husaren gestanden, sein Geld im Spiel verloren, erhielt dann seinen Abschied und zog sich auf sein Dorf zurück, um seinen Kohl zu pflanzen. Die letzten Wandlungen im Landbesitz hatten seine Einkünfte bedeutend verringert; er war an den Hof gereist, um dort, wenn es möglich, irgend ein Plätzchen zu erhalten. Er hatte weder Mittel des Erfolges, noch einflußreiche Bekanntschaften. Aber er zählte fest und sicher, man wußte nicht wie so und warum, es mußte denn sein, daß er ihm geholfen einen falschen Spieler zu prügeln, auf die Freundschaft eines Regimentskameraden, der plötzlich eine große Person geworden war. Außerdem glaubte er an sein Glück, und nicht mit Unrecht. Denn man überwies ihm in der That nach einigen Tagen die Stelle eines Inspectors gewisser Regierungs-Magazine, eine Stellung mit gutem Einkommen, ehrenvoll über Gebühr und um so weniger hervorragende Fähigkeiten erfordernd, als die betreffenden Magazine vorläufig nur auf dem Papier existirten, und man noch überhaupt nicht einig war, wozu man dieselben benutzen wollte; aber jedenfalls hingens sie mit einem neuen System der administrativen Oekonomie zusammen.

Anton Stepanitsch unterbrach zuerst das allgemeine Schweigen.
 „Wie, mein theurer Herr, Sie versichern uns ohne Scherz, daß Ihnen etwas Uebernatürliches begegnet wäre?“
 „Ich verbitte“ es Ihnen,“ antwortete der theure Herr, der sich Porfiri Kapitonowitsch nannte.
 „Gegen die Gesetze der Natur!“ erwiderte ziemlich heftig Anton Stepanitsch, dem diese Phrase sichtlich gefiel.
 „Ja wohl, ganz wie Sie zu sagen beliebten.“
 „Das ist ja ganz außerordentlich! Was sagen Sie dazu, meine Herren?“

Anton Stepanitsch versuchte eine ironische Miene anzunehmen, verscheit aber seinen Effect. Denn, um genau zu sprechen, es gelang dem Herrn Ministerialrath nur, seinem Gesicht den Ausdruck Jemandes zu geben, der etwas Unangenehmes riecht. „Wollen Sie nicht so gütig sein und uns die näheren Details eines so seltenen Abenteurers mittheilen?“ fragte er, sich an den Edelmann von Kaluga wendend.

„Sie wünschen, daß ich Ihnen die Geschichte erzähle? Das ist einfach,“ erwiderte der Edelmann; er trat in die Mitte des Zimmers und erzählte also:

„Ich besitze, wie Sie, meine Herren, wahrscheinlich wissen oder vielleicht auch nicht wissen, ein kleines Gut im District Kozelsk. Früher brachte es mir Etwas ein, jetzt aber habe ich nur Streit und Placereien davon, wie Sie sich vorstellen können. Aber sprechen wir nicht von Politik. Gut also, auf meiner kleinen Besitzung hatte ich ein kleines Meierei, einen entsprechenden Gemüsegarten, einen kleinen Teich mit Schleichen drin, ein paar Gebäude, darunter ein Häuschen, um meinen armen Leib auszuruhen. Ich bin Junggefell. Vor sechs Jahren komme ich einmal etwas spät nach Hause. Ich hatte ein Partietchen mit einem Nachbar gemacht, aber glauben Sie mir, ich ging ganz gerade und sicher. Ich ziehe mich aus, ich lege mich hin, ich lösche das Licht aus. Stellen Sie sich vor, meine Herren, kaum habe ich das Licht gelöscht, da bewegt es sich unter dem Bett. Was ist es? Mäuse? Nein, das sind keine Mäuse. Das kratzt, das läuft, das strampelt, das schüttelt die Ohren. Es ist klar, es ist ein Hund; aber wo kommt er her? Ich habe keinen; ich sage mir: das ist ein Hund, der sich hierher verlaufen hat. Ich rufe meinen Diener. Ich rufe ihn Filka! Er kommt mit einem Licht. „Was ist denn das?“ sag' ich zu ihm, „mein armer Filka, Du gibst auf Nichts mehr Acht! Unter dem Bett hat sich ein Hund versteckt.“

„Ein Hund,“ sagt er. „Welcher Hund?“
 „Weiß ich's?“ sage ich zu ihm. „Das ist hübsch von Dir, Deinem Herrn solche Dummheiten auf den Hals zu ziehen.“
 Jetzt bückt sich Filka und leuchtet mit dem Licht unter das Bett. „Da ist so wenig ein Hund, wie auf meiner Hand,“ sagt er. Ich blicke mich. Da ist wirklich kein Hund. Welcher Unfinn! Ich reiße die Augen auf. Filka fängt an zu lachen.
 „Dummkopf, was hast Du Dir auf die Lippen zu beißen? Wie Du die Thür aufgemacht hast, ist der Hund durchs Wohnzimmer hinausgelaufen, aber Du altes Viech paßt auf Nichts auf, weil Du ewig schläfst. Du glaubst wohl zufällig, ich hätte zuviel getrunken?“ Er wollte antworten, ich hielt ihn aber hinaus gehen, ich legte mich aufs Ohr und in jener Nacht hörte ich nichts mehr.

Aber stellen Sie sich vor: den folgenden Abend fängt dieselbe Geschichte wieder an. Kaum habe ich das Licht ausgelöscht, da schüttelt es die Ohren. Ich rufe wieder Filka. Er sieht unter's Bett. Nichts. Ich schiebe ihn hinaus, ich lösche wieder mein Licht aus. Bliß, Teufel! Da ist der Hund. Es ist sicher ein Hund. Ich höre ihn athmen, sich das Fell beißen, Flöße suchen... Da ist Nichts zu sagen. „Filka!“ schreie ich, „komm ohne Licht her!“ Er kommt. „Nun, hörst Du?“

„Ich höre,“ sagt er.
 Ich sehe Filka nicht, aber ich höre es an seiner Stimme, daß der Bursche Furcht hat. „Nun, wie erklärst Du das?“ sage ich.
 „Was will der Herr, wie soll ich es erklären? Das ist eine Anfechtung... das ist Satanswerk.“
 „Willst Du schweigen, Taugenichts, mit Deinem Satanswerk!“ sage ich.

Und wir hatten Beide nur noch eine ganz dünne Stimme; wir zitterten wie im Fieber... Wir waren im Dunkeln. Ich zünde das Licht an: kein Hund, kein Lärm, nur ich und Filka; beide bleich wie das Laken. Ich ließ das Licht die Nacht über bis zum Morgen brennen. Und hören Sie, meine Herren, Sie mögen es glauben oder nicht, seit jener Nacht wiederholte sich dieselbe Geschichte während sechs Wochen allnächtlich. Schließlich gewöhnte ich mich so daran, daß ich das Licht lösche, da ich bei Licht nicht schlafen kann.“

„Man sieht, daß Sie ein alter Soldat sind,“ unterbrach ihn Anton Stepanitsch mit einem halb theilnehmenden, halb verächtlichen Lächeln. „Man sieht, Sie sind Husar gewesen.“
 „Mit allem Respekt vor Ihnen, Sie würden mir bei keiner Gelegenheit Furcht einflößen können,“ erwiderte Porfiri Kapitonowitsch, und in dem Augenblick sah er wirklich wie ein Husar aus.
 „Aber hören Sie. Ein Nachbar kommt zu mir, der, mit dem ich die Partie gemacht hatte. Er ist mit mir, was die Kelle gibt, und ich nahm ihm fünfzehn Rubel ab. Da ist es Nacht. Ich muß aufbrechen,“ sagt er. Ich hatte meinen Plan. Schlaf hier, Bassili Bassilititsch,“ sage ich, „so Gott will, gebe ich Dir morgen Hevanché.“ Er bedenkt sich. Bassili Bassilititsch bedenkt sich's; er bleibt. Ich befehl, ihm in meiner Schlafstube ein Bett zurecht zu machen. Wir legen uns hin, wir rauchen, wir plaudern, wir sprechen von Weibern, wie man es so unter Junggefallen thut, lächerliche Geschichten. Ich blicke hin. Ich sehe Bassili Bassilititsch, der das Licht gelöscht hat und mir den Rücken zukehrt, als wolle er sagen: „Schlafen Sie wohl.“ Ich warte noch ein Weilchen, dann lösche ich auch mein Licht aus. Und stellen Sie sich vor, kaum daß ich Zeit hatte daran zu denken, ist die Poste wieder in vollem Gange!... Und die Postie bewegt sich... dreht sich... mehr als das, sie kommt unter dem Bett hervor, läuft durch das Zimmer, ich höre die Pfoten auf dem Parquet... Sie schüttelt die Ohren und dann... und dann ein Lärm! Sie wirft einen Stuhl um, der dicht vor Bassili Bassilititsch's Bette steht. „Porfiri Kapitonowitsch,“ sagt er, und merken Sie wohl, mit seiner gewöhnlichen Stimme, ganz natürlich. „Du hast Dir einen Hund angeschafft? Ist es ein Jagdhund?“

„Einen Hund,“ antworte ich, „ich habe keinen. Ich habe nie einen gehabt.“
 „Wie das? was ist es denn sonst?“
 „Was es ist? — zünde Dein Licht an und Du wirst sehen, was es ist.“
 „Es ist also kein Hund?“
 „Nein!“

Bassili Bassilititsch drehte sich in seinem Bett um. „Du scherzest,“ sagte er, „was ist es?“
 „Ich scherze nicht,“ sage ich.
 Ich höre ihn mit einem Streichholz Licht machen, und während der Zeit geht der Hund seinen Strich weiter; er kratzte sich die Seiten. Die Kerze brennt an. Bassi! Verschwunden. Bassili Bassilititsch sieht mich an; ich sehe ihn an.
 „Was bedeutet die Farce?“ fragte er mich.
 „Nun, mein Lieber, die Farce ist so: Du könntest auf die eine Seite Sokrates, auf die andere Friedrich den Großen stellen, und sie würden sie Dir nicht erklären, und dann erzählte ich Ihnen die ganze Geschichte. Ah! Hätten Sie ihn aus dem Bett springen sehen, wie eine verbrühte Kage. Er konnte nicht in seine Stiefel kommen. „Pferde!“ schrie er, „Pferde!“
 Ich wollte ihn zur Vernunft bringen, aber er lamentirte immer lauter.
 „Ich bleibe keine Minute länger hier!“ schrie er. „Du bist ein verfluchter, ein verdammter Mensch! Pferde!“

Nur mit Mühe konnte ich ihn zum Stillhalten bringen. Er wollte sein Bett in eine andere Stube und überall Licht haben. Den andern Morgen beim Thee hatte er sich etwas gefasft; er fing an mir Rath zu ertheilen.

„Siehst Du, Porfiri Kapitonowitsch,“ sagte er, „Du mußt einmal versuchen einige Tage wo anders zu verbringen. Vielleicht hört dann die unangenehme Geschichte auf.“ Und ich sage Ihnen, meine Herren, mein Nachbar ist ein Mann, ein Mann von überlegenem Geist. So hat er unter Anderem seine Schwiegermutter vollständig um den Finger gewickelt. Er hat ihr Wechsel gegeben. Nun, er hat auch den richtigen Augenblick gewählt. Sie ist wie ein Lamm geworden. Sie hat ihm die Vollmacht zur Verwaltung ihrer Güter gegeben. Und es zeigt von großer Stärke, seine Schwiegermutter so dumm zu machen. Urtheilen Sie selbst. Aber er ging nicht allzu befriedigt fort, ich hatte ihm noch hundert Rubel abgenommen. Er war bei schlechter Laune. „Du bist wenig dankbar,“ sagte er, „Du behandelst mich schlecht.“ „Ich... Ist es meine Schuld?“ Im Uebrigen fand ich seinen Rath gut, und denselben Tag noch reiste ich nach der Stadt. Ich stieg bei einem mir bekannten Alten, einem Gastwirth, einem Raskolnik, ab. Es war ein kleiner, höchst ehrenwürdiger Greis, obgleich, weil er ganz allein war, etwas Brummbar. Seine ganze Familie war todt. Nun, er konnte keinen Tabak riechen und verabscheute die Hunde so, daß er eher in die Felder gelaufen wäre, als daß er zugegeben hätte, daß ein Hund in seine Stube käme. Wie könnte ich das dulden,“ sagte er mir. „Da ist die heilige Jungfrau, sie schenkt mir die Ehre in meiner Stube zu hängen, und ein Gottlofer von Hund würde seine unreine Schnauze heranstrecken!“ Was wollen Sie? Das hat keine Erziehung. Ich für meinen Theil sage, daß Jeder an der Weisheit, die ihm der Himmel verkehren hat, festhalten soll; das ist mein Charakter.“

„Ah, ich sehe, Sie sind ein Philosoph,“ unterbrach ihn mit demselben Lächeln Anton Stepanitsch.

Diesmal runzelte Porfiri Kapitonowitsch die Stirn. „Philosoph!“ rief er, und bewegte seinen Schnurrbart auf drohende Art, „das ist nicht bewiesen. Aber ich gebe philosophische Lecttionen, verstehen Sie mich?“
 Alle Blicke richteten sich auf Anton Stepanitsch. Alles erwartete eine schreckliche Antwort, oder doch zum wenigsten einen niederschmetternden Blick, aber der Herr Ministerialrath nahm ein gleichgültiges statt des verächtlichen Lächelns an, er gähnte, bewegte einen Fuß, und das war Alles.

„Nun also!“ fuhr Porfiri Kapitonowitsch fort, „ich richtete mich bei diesem Alten ein. In Rücksicht auf unsere Bekanntschaft gab er mir sein eigenes Zimmer, das nicht zu den besten gehörte, er selbst etablirte sich hinter einem Bettschirm. Aber das war Alles, was ich brauchte. Aber ich hatte viel davon zu erdulden. Die Stube war klein, eine Hige! eine Lust! Fliegen! Alles klebrig! In einem Winkel ein Wandschrank, wie man sie gar nicht mehr sieht, mit alten Heiligenbildern mit ihren überladenen, verblühten Messgewändern. Das roch nach Del und nach einem Apothekerladen. Auf dem Bett zwei Kopfstissen, rührt man dran, da läuft eine Kreuzspinne drunter hervor; aus Dangelweile frage ich an Thee zu trinken und ziehe mir die Decke bis ans Kinn. Schlechtes Quartier! Ich lege mich hin; — nicht möglich einzuschlafen. Hinter dem Schirm athmet, wimmert, murmelt der Alte seine Gebete. Endlich, da schläft er ein. Ich horche, er fängt an zu schnarchen, erst leise, fein, dann freich drauf los, dann ein Pelotonfeuer.“

Ich hatte mein Licht schon lange ausgelöscht, aber vor den Heiligenbildern brannte noch immer die Lampe. Das genierte mich. Ich stehe leise auf, mit bloßen Füßen, ich laure mich vor der Lampe hin, pft, ich puste darüber hin. Nichts. Gut! Ich sage mir, es scheint nicht in die Stadt zu gehen. Bah! Kaum hatte ich mich wieder hingelegt, da fängt der Heiligenabbath wieder an, das Krachen, das Ohrenschütteln, kurz, die alte Geschichte! Gut. Ich warte in meinem Bett, um zu sehen, was geschehen wird. Ich horche. Jetzt erwacht der Alte, „Herr,“ sagt er, „Herr!“

„Was gibt's?“
 „Hast Du die Lampe gelöscht?“
 Und ohne meine Antwort abzuwarten steht der Alte auf und tappt im Finstern umher.
 „Was ist das, was ist das? Ein Hund, ein Hund!... Ach, verdammter Kosonier.“
 „Ruhig, mein Alter,“ sage ich, „werden wir nicht böse. Komm her, es geschehen wunderbare Dinge.“

Der Alte kam hinter seinem Schirm vor und nähert sich mir mit einem Endchen Licht, einem Stückchen gelben Wachs.
 „Nein, nie hatte ich ein ähnliches Gesicht gesehen. Ganz behaart, Haare in den Ohren, die Augen wild, wie ein Dachs, eine weiße Filzmütze auf dem Kopfe, der Bart bis auf den Gurt; auch weiß; über dem Hemd eine Weste mit kupfernen Knöpfen; an den Füßen zerrissene Socken; und das Alles roch auf eine Meile hin nach Wachholder. In dem Kostüm geht er zu den Heiligenbildern, macht dreimal mit zwei Fingern das Zeichen des Kreuzes, steckt die Lampe wieder an, bekrummt sich noch einmal, dann wendet er sich zu mir und sagt mit heiserer Stimme: „Nun! man erkläre sich.“

Darauf erzählte ich ihm, ohne länger zu zögern, die ganze Geschichte. Der Alte hörte mir zu, ohne ein verrathendes Wort fallen zu lassen, nun sehen Sie, fragte er sich den Kopf; er setzt sich auf das Fußende meines Bettes, so, immer ohne zu sprechen, er reißt sich den Magen, den Nacken. Kein Wort. „Nun,“ sage ich, „Fedul Iwanowitsch, laß hören. Was sagst Du dazu? Ist es nicht eine Verjuchung, ein Satanswerk? Wie?“ Der Alte sieht mich an.

„Eine Verjuchung, ein Satanswerk!“ sagt er. „Denkst Du daran? Gut, bei Dir in Deiner Schenke. Aber in dem Hause hier!... Bedenken Sie doch... Das ist ein heiliger Ort. Eine Anfechtung! Wahrhaftig!“
 „Nun! wenn es keine Anfechtung ist, was ist es denn?“
 Der Alte denkt nach und kratzt sich still; dann sagt er mir: „weil der Laut ihm in den Mund kam: „Geh zur Stadt Below. Es gibt nur einen Mann, der Dir helfen kann, und der wohnt in Below. Es ist einer von den Unseren. Will er Dir helfen, um so besser für Dich; will er es nicht, so ist Nichts zu machen.“
 „Und wie ist er zu finden, jener Mann?“ fragte ich ihn.
 „Das werde ich Dir schon ordentlich zeigen; aber wie sollte es eine Anfechtung sein? Das ist eine Vision, vielleicht eine Offenbarung, aber Du bist nicht auf der richtigen Höhe dazu; das geht an Dir vorüber. Geh! verjuche zu schlafen mit Gott dem Vater und mit dem Herrn Jesus Christus. Ich, ich“

Der Handspiegel.

Zu den unentbehrlichen Gegenständen bei der Toilette der Frau gehört vor und neben allen anderen Dingen der Spiegel; denn erst indem diese die Fuß- und Schmuckgegenstände in ihrer zusammenfassenden Wirkung durch den Spiegel an sich wahrnimmt und, zu einem Gesamtbilde gefaßt, vor sich sieht, weiß sie selbst, ob sie geschmackvoll gekleidet ist, oder ob die Harmonie des Ganzen durch ein störendes Etwas verfehlt wird. Wie sehr man auch in der Erziehung gegen das zu häufig in den Spiegel Sehen — wohl zu unterscheiden von dem sich Bespiegeln — eifert, so liegt es doch in dem natürlichen Bedürfnis, sich von dem ewig Wechselnden der äußeren Erscheinung recht oft ein erneuertes Bild zu verschaffen, da das Gedächtniß das eigene nicht lange fest zu halten vermag.

Bevor es Glaspiegel gab, diente polirter Stahl zur Rückstrahlung des Antlitzes, und nach den Schilderungen Homer's hatte Penelope sogar einen goldenen Spiegel. Die aus der Griechenzelt uns erhaltenen Metallspiegel zeigen auf ihrer hellleuchtenden Fläche mitunter sogar zierliche und sinnige Bilder, die mit dem Griff in Beziehung stehen, wie zum Beispiel das Bild des ausruhenden Hercules, dem eine gekügelte, zierlich gestaltete Siegesgöttin einen Kranz ansetzt. Der eisernen Griff hat die Form einer Keule und mündet in einem zierlich geschwungenen Antilopenschwanz. Ein zweiter Spiegel dieser Art zeigt eine andere, mit dem Grabhügel ausgeführte Hierrath. Aus einer großblättrigen Palmette hebt sich das Bild der sich zärtlich umarmenden göttlichen Kinder der Latona — Diana und Apollo.

An den Rutzischen der vornehmen Römerinnen waren stets die gewandtesten Sklavinnen damit betraut, der Herrin den Handspiegel zu halten und jeder Bewegung und Wendung ihres Kopfes geschickt zu folgen.

Später, als die Spiegel allgemeiner wurden, und die venezianischen Krystallspiegel nicht mehr so theuer wie Brillanten waren, variierten die ursprünglich nur runden Spiegel in allen Formen. Zu den Handspiegeln mit Griff und Rahmen, meist in ovaler Form, kamen die Fingerpiegel in Ringen, die Fächerpiegel, die Spiegel auf Armhändern, Schuhen und die Handspiegel auf Büscheln, Notizbüchlehen, Taschentüchern und ähnlichen Taschen-Requisiten in Gebrauch.

Obwohl der Spiegel ein Attribut der Toilette ist, so fungierte er doch auch bei religiösen Feiertlichkeiten. Bei den Jüdischen hielten die Frauen Spiegel in der linken Hand und weichten sich dem Dienste der Göttin durch eine Spiegel-Ceremonie. Bei dem Jephtha-Dienste waren die Dienerinnen des heiligen Lemuel mit Spiegeln geschmückt.

Zu der Bauernhütte, wo das Landmädchen ihr natürliches Haar vor dem kleinen Klappspiegel, den sie beim Buchbinder für wenige Groschen kauft, ordnet, wie im Palast, wo die Dame den von kunstvollen Schreibern umrahmten Handspiegel im Gebrauch hat, um das rüchdringende Gebilde ihres Chignons zu betrachten, ist der aufrichtige Freund nicht zu entbehren, ja es wäre zu wünschen, daß der Spiegel noch mehr wie bisher dazu dienen möchte, die Haarfriese einer strengen Kritik zu unterziehen. Jean Paul behauptet, daß die Frau, auch in der tiefsten Verhüllung an einem Spiegel vorbeigeführt, es nicht unterlassen könne hineinzusehen, und daran als ein weibliches Wesen zu erkennen sei. Mag es so sein oder nicht, jedenfalls ist eine Gleichgültigkeit gegen das eigene Aeußere ein Mangel an Aufmerksamkeit für die Umgebung, und der Spiegel nicht bloß als ein Schmückstück, sondern auch als ein Warner und Erzieher zu achten.

Die Verzierung des hier beigegebenen ovalen Handspiegels — Holzschmuck — zeigt einen Vichtrander, der oben in eine Krone über einem Wappenstein ausläuft. Die innere Einfassung des Glases, das verhängene Wandornament mit den beiden Vogelköpfen, Wappen und Krone und die — hier weißen — Linien an der Handhabe und dem Rahmen sind verguldet und der geförnte Grund in matten Golde.

J. D. Georgens.

Wirthschaftsplaundersien.

Wasserglas als Waschmittel. Vor fünfundsiebenzig Jahren waren keine anderen Waschmittel als Seife und Nischenlauge oder auch Pottasche bekannt — wie hat sich dies heute geändert! Soda (bald unter diesem, ihrem christlichen Namen, bald als theuer verkaufter englischer Waschrührsalz), Seifenstein, Borax, Salmiakgeist und Terpentinöl oder Benzol, Quillharz, und das große Heer der zusammengepöbelten, mit allerlei schönen Namen maskirten Waschpulver, endlich auch das Wasserglas und die Wasserglascomposition wurden und werden seit jener Zeit den Hausfrauen zum ganzen oder theilweisen Ersatz der immer schlechter werdenden, immer mehr verfallenen Seife empfohlen. Die Hausfrau hat Recht, wenn sie, mißtrauisch geworden, bevor sie die Wäsche einem von ihr noch nicht erprobten Waschmittel anvertraut, fragt: „was ist das und wie wirkt es?“

Wir wollen diese Frage für das neueste Waschmittel, das Wasserglas und die aus demselben bereitete Wasserglasseife oder Wasserglascomposition beantworten.

Das Wasserglas wurde von von Fuchs in München im Jahre 1825 entdeckt und so benannt, eigentlich aber nur wieder entdeckt, denn schon im Jahre 1648 lehrte der berühmte Arzt und Chemiker Glauber (dem heute noch das Glaubersalz den Namen verdankt), daß man unlösliche Kieselsäure, wenn man sie mit Weinsäure (Pottasche) schmilzt und glüht, in eine wasserlösliche Substanz, die er Kieselflußstigkeit nannte, umzuwandeln vermag. Das Wasserglas ist von gewöhnlichem Fensterglas chemisch wenig unterschieden. Unter gewöhnliches Glas ist eine durch Schmelzen erhaltene Verbindung von Sand (Kieselerde oder Kieselsäure) mit Kali oder Natron und Kalk; beim Wasserglas fehlt der Kalk, und dies ertheilt dem Schmelzproduct, welches im Uebrigen ebenso hart und durchsichtig wie gewöhnliches Glas ist, die Eigenschaft, in Wasser löslich zu sein. Das Wasserglas aber, wie dasselbe in den Handel kommt, ist eine concentrirte wässrige, dickflüssige Lösung, welche gewöhnlich auf einen Theil Wasserglasschmelze zwei Theile Wasser enthält.

Diese Wasserglaslösung wird heut zu Tage in großen Massen in den Gewerben verwendet; auf Holz oder Stein gestrichen läßt sie nach dem Verdampfen des Wassers eine glasartige Haut zurück, welche Holz vor dem Feuerfressen, Steine vor dem Verwittern schützt; mit manchen Farben gemischt, liefert sie dauerhafte Anstriche, im Verein mit andern Stoffen gibt sie brauchbare Ritze, künstliche Steine und Massen u. s. w. Das Wasserglas verhält sich aber andererseits auch der Seife ähnlich. Letztere ist eine Verbindung von Fettsäure mit Kali oder Natron; ihre Wirkung beruht darauf, daß sie beim Waschen, das heißt beim Auflösen in vielem Wasser eine Zerlegung erleidet, einerseits Floden von saurem fettsäurem Natron (beziehungsweise Kali) abscheidet, welche, in Wasser unlöslich, den Schmutz einfüllen und mit diesem beim Spülen entfernt werden, andererseits gibt die durch vieles Wasser zerlegte Seife freies Natron ab, welches den größtentheils aus Fett und Staub bestehenden Schmutz löst, indem es das Fett fortnimmt und verleiht. Ganz ähnlich verhält sich Wasserglas, wenn es in viel kochendes Wasser gebracht wird, nur daß sich hier Kieselsäure pulvrig abscheidet. Wird beim Waschen der Wäsche hartes, das heißt kalkhaltiges Wasser angewendet, so scheidet sich beim Gebrauch von Seife fettsäurem Kalk ab, der sich als zähe Masse in dem Gewebe festsetzt und der Wäsche den unangenehmen Seifengeruch ertheilt; beim Gebrauch von Wasserglas bildet sich kieselaurer Kalk, der das Gewebe hart und probe macht.

Die Benutzung des Wasserglases als Waschmittel ist auf das Jahr 1855 zurückzuführen, zu welcher Zeit in England ein Patent auf eine mit Wasserglas gefüllte Seife genommen wurde. Vor zehn Jahren etwa wurde bei uns zuerst das Wasserglas und zwar als Wellwäuschmittel, seit

zwei Jahren auch zum Waschen der Wäsche empfohlen. Thatsächlich freilich findet seit etwa sechs Jahren das Wasserglas seinen Weg in unsere Wäscheküchen, da es in immer steigenden Quantitäten zur Füllung respective Verflüssigung namentlich der Schmierseifen dient. Ueber den Werth des Wasserglases für sich oder in Verbindung mit Seife sind die Meinungen bis zur Stunde noch sehr getheilt. Die Fabrikanten wissen freilich nur Lobendes zu berichten, andere Stimmen lassen das Lob nur beschränkt zu oder verdammen sogar ganz die Anwendung des Wasserglases als Reinigungsmittel für Gewebe.

Dr. Vohl, der unter achtunddreißig Proben von Schmierseifen aus Aachen, Bonn, Köln u. s. w. nur sieben unversäufte (die anderen waren mit Stärkemehl, Wasserglas u. s. v. versäufte) vorfand, hat die Einwirkung wasserhaltiger Seifen auf Leinen, Baumwoll-, Seiden- und Wollzeuge eingehend studirt und kommt zu dem Schluß, man könne im Allgemeinen annehmen, daß die mit Wasserglas versäufte Schmierseife sowohl durch ihre ägenden Eigenschaften wie auch durch die mechanische Einwirkung der ausgeschiedenen Kieselsäure beim Waschen einen schädlichen Einfluß auf die Gewebe ausüben, indem die ausgeschiedene Kieselsäure als ein wahres Schleimmittel beim Waschen der Fänge die Oberfläche der Gewebe angreift, wodurch die Faser dann leidet, das heißt vorzeitig von der Waschlauge zerstört wird. Leinen- und Baumwollgewebe mit einer wasserhaltigen Schmierseife gewaschen, dann gut gespült und getrocknet, halten Kieselsäure in den Fasern aufgenommen, letztere zeigen, unter dem Mikroskop betrachtet, eine rauhe, wollige Oberfläche, ein Beweis, daß durch das Reiben und Waschen die Oberhautschicht der Gewebefaser durch die harte und rauhe Kieselsäure angegriffen worden war. Dr. Vohl erwähnt bei dieser Gelegenheit noch, daß die aus einer mit wasserhaltiger Seife gewaschenen Leinwand gezupfte Charpie in einem bestimmten Falle auf die Wunde, welche mit dieser Charpie verbunden worden war, einen höchst nachtheiligen Einfluß ausübte.

Dr. Vohl constatirte ebenso die mechanische Zerstörung, welche beim Waschen wollener und seidener Stoffe mit wasserhaltiger Seife stattfindet. Wie schon gesagt, wird seit etwa zwei Jahren das Wasserglas für sich als Waschmittel und zwar als „bestes und wohlfeilstes“ angeklagt; in Spinnereien scheint es, macht man auch ausgedehnten Gebrauch davon, dagegen hat sich dasselbe bei der Hauswäshe wenig Eingang zu verschaffen gewußt. Auch Dr. O. Buchner spricht sich in seinem empfehlenswerthen Buche „Die neuesten Waschrichtungen“ (erschienen bei V. F. Voigt in Weimar) gegen den Gebrauch des Wasserglases und zwar folgendermaßen aus: „Wasserglas als Waschmittel, von dem man sich anfänglich Wunder versprach, gibt der Wäsche eine unangenehme Stärke und Steifigkeit, die besonders bei Hemden empfunden wird.“

Seit einigen Monaten hat man das Wasserglas, und zwar in Verbindung mit Seife — nicht als eine verächtliche Seifenverschöpfung, sondern offen als Wasserglascomposition — zum Waschen der Wäsche zu einzuführen gesucht, und diese Composition hat gewichtige Fürsprecher gefunden. Die Wasserglascomposition, vom Aussehen einer weißen, geschloßenen Schmierseife, wird nach Professor Weidinger durch Zusatz von zwölf Procent Fettsäure und drei Procent Glycerin zu concentrirter Wasserglaslösung bereitet. Die Fettsäure ist natürlich innerhalb der Mischung in Seife umgewandelt; ihr Zusatz bezweckt die Composition in eine Emulsion zu verwandeln und ihr eine gallertartige Consistenz zu ertheilen, sie greifbar zu machen; zugleich befördert sie beim Waschen die Schaumbildung. Das Glycerin schützt die Masse vor dem zu raschen Eintrocknen. Wenn die Composition längere Zeit der Luft ausgesetzt wird, so erhärtet sie zwar an der Oberfläche, in heißem Wasser löst sich die Kruste jedoch sehr rasch auf. Verkauf wird die Composition im Kleinen zum halben Preis der Kernseife; künstlich ist es jetzt schon in vielen größeren Droguenhandlungen, seine Fabrikanten sind die vereinigten Rheinischen Wasserglas-Fabriken in Ludwigshafen am Rhein. Professor Weidinger in Karlsruhe sowohl, wie die Direction des Würzburger polytechnischen Centralvereins haben Veranlassung genommen mit der Wasserglascomposition praktische Versuche anzustellen, welche vorläufig zwar alle sehr zu Gunsten des Präparates sprechen, trotzdem aber nicht die von Dr. Vohl angeregten Bedenken bezüglich des Angriffsvermögens der Zeugfaser mit Bestimmtheit von der Hand weisen. Professor Weidinger spricht sich über das neue Waschmittel folgendermaßen aus: „Die Soda wird von demselben unzweifelhaft übertroffen, der reinen Seife ist es mindestens gleichwerthig. Die Hauswäshe läßt sich sehr schön reinigen, schmutzige Stubenböden, Thürnen und Thürspalten werden rasch geschonert mit geringem Materialaufwand, indem man die Substanz in heißem Wasser löst und mit einer darin eingetauchten Bürste einige Male über die Flächen streicht. Mit del getränkte Buglappen werden durch geindes Kochen sofort entfettet; überhaupt wird alles Fett im frischen oder verharzten Zustande leicht von der Wasserglaslösung aufgenommen. Auch zum Reinigen der Hände ist das Mittel sehr förderlich; doch zweifeln wir, daß es für diesen Zweck in größerem Maße kommen wird. Nach dem Trocknen gelangt nämlich die Haut leicht in einen Zustand der Raugigkeit und zeigen sich die Poren angefüllt mit einem weißen Pulver; nur durch wiederholtes Auswaschen mit reinem Wasser läßt sich dies vermeiden. . . . Die dem Umstand muß man auch beim Reinigen der Wäsche gehörige Rücksicht schenken, die Wäsche ist sorgfältig in heißem Wasser auszuwaschen, sonst wird sie nach dem Trocknen rau und könnte vielleicht selbst die Faser geschädigt werden.“

Bei den Versuchen der Würzburger Polytechniker werden noch verharzte und beschmutzte Gegenstände, lederte Gegenstände, alte Delgemälde, Gypsmodelle leicht und in kürzester Zeit gereinigt.

Wenn wir uns den vorliegenden Versuchen eine Nutzenanwendung für die Leserinnen des Bazar ziehen lassen, so können wir, bei aller Achtung vor den Autoritäten, welche die Wasserglascomposition empfehlen, doch nur — wenigstens vorläufig — von einer Verwendung des neuen Waschmittels zur Hauswäshe abrathen, und müssen im Hinblick auf die Untersuchungen Dr. Vohl's gerade die Anwendung der besten, theuersten Wäscheiften (durch Schonung der Wäsche also die billigsten) befürworten.

Mit Ausnahme der Hauswäshe dürfte dagegen zu allen anderen aufgeführten Zwecken die Wasserglascomposition durch ihre Wohlfeilheit und Wirksamkeit ganz entschieden jeder anderen wohlfeilen Seife vorzuziehen sein und wirkliche Ersparnisse an Zeit und Geld im Haushalt bieten.

Auflösung des Buchstaben-Räthfels Seite 82.

L I E B
I L M E
E M I R
B E R G

Correspondenz.

Unsere Abonnentinnen wollen sich freundlichst daran erinnern, daß wir außer Stande sind, die uns eingekommenen Fragen in der nächst erscheinenden Nummer zu beantworten. Eine Antwort an dieser Stelle kann aus oft dargelegten Gründen nur nach Ablauf von vier bis sechs Wochen erfolgen.

Rebus.



Notiz.

Mit dieser Nummer schließt das erste Quartal. Wir bitten diejenigen Abonnentinnen, welche nur für ein Quartal pränumerirt haben, die Fortsetzung am betreffenden Orte zu bestellen, um unliebsamen Verzögerungen vorzubeugen.

Für die zahlreichen Zeichen wärmsten Wohlwollens die wir schon während der ersten Monate des neuen Jahres aus dem Kreise der Leser empfangen, sagen wir unsern herzlichsten Dank; sie ermutigten uns, ohne uns zur Selbstüberhebung zu verführen. Wir wissen, daß Leistung und Anforderung in gleichem Verhältnisse wachsen, und bedauern uns deshalb nie mit dem Ertragenen. Freilich Ermüthung möge die einzelne Abonnentin eingedenk sein, daß wir auf je acht Seiten der Geschäfts- und Geschäftsrichtung, den Ansprüchen und Reigungen von Hunderttausenden Rechnung tragen sollen.

Die nächste bestertheilte Nummer bringt die Wochenschrift einer überaus schönen Novelle, Rumpelstilzchen von Wilhelm Jensen, ein neues Gedicht Emanuel Geibel's mit Zeichnung von Professor Camphausen sowie kürzere Artikel von Freiherren Wibra, Grafen Eßlein, Karl Frenzel, Ludwig Vietzsch, fernere eine illustrierte Nebenbericht von Veronica u. s. w. u. s. w. Damit die Leser des Bazar über die Wochenschrift praktischen Nutzen erhalten, hat die Redaction des Bazar eine hervorragende, rühmlichst bekannte und bewährte Kraft bereits sich gesichert.